

Ist, was mein ist, stets auch dein?
Eine alte Tugend, neu buchstabiert.
Vom Charme und Stress des Teilens.

DOSSIER > SEITEN 5-8



BILD: HEISTONE

reformiert.

Aargau

EVANGELISCH-
REFORMIERTE ZEITUNG FÜR
DIE DEUTSCHE UND
RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 2 | FEBRUAR 2013
WWW.REFORMIERT.INFO

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE

> SEITE 13



Wird die Kluft zwischen Arm und Reich grösser? Etwelche Volksinitiativen befassen sich mit der Verteilgerechtigkeit



PORTRÄT

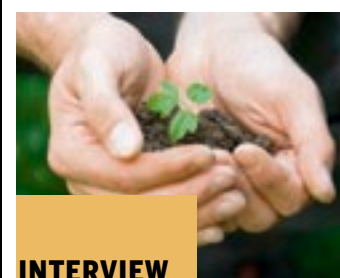
Emil und der Songcontest

HEILSARMEE. Mit dem Pop-song «You and me» ist er berühmt geworden: als Bassist der Salutistenband, die das CH-Finale des Eurovision Song Contest gewann. Dabei mag Emil Ramsauer, 95, viel lieber Blechmusik. > SEITE 12

ISRAEL

Verurteilen? Verteidigen?

STREITGESPRÄCH. Die kontroversen Reaktionen aufs Dezemberdossier über Bethlehem zeigen: Der Nahost-Konflikt spaltet auch die Kirchen. – «reformiert.» hat zwei Exponenten zum Gespräch geladen. > SEITE 3



INTERVIEW

Für das gute Gewissen

HANDELN. In seinem neusten Buch hält der Wissenschaftler Stephan Marks ein Plädoyer gegen die Resignation in Zeiten zunehmender Katastrophenmeldungen und zeigt auf, wie man Hoffnung schöpft. > SEITE 4

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Krabbelgruppe, Konfunterricht, Kirchenkonferenz: «reformiert.» informiert Sie im zweiten Bund über das, was in Ihrer Kirchengemeinde läuft. > AB SEITE 13

KOMMENTAR

FELIX REICH ist «reformiert.»-Redaktor in Zürich



Teilen wirkt Wunder

KRISE. Eine Flut von Initiativen zeugt vom Gefühl, dass selbst im Wohlstandsland Schweiz die Güter zunehmend ungerecht verteilt sind und die Kluft zwischen Arm und Reich wächst. Ist der Besitz gross genug, lässt er sich scheinbar spielend vermehren. Und mit einem Lohn, der sich an der erbrachten Leistung orientiert, haben Erfolgsprämien für Spitzenmanager kaum noch etwas gemeinsam. Auf die Finanzkrise folgt die Vertrauenskrise.

FREIHEIT. Die Wirtschaftsverbände sind mit Argumenten gegen die Initiativen schnell zur Stelle. Sie fürchten um die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen und um die Freiheit als eine Voraussetzung allen Wohlstands. Stimmt: Starre Regeln haben in einem dynamischen System immer ihre Tücken.

DANKBARKEIT. Nur: Zur Freiheit gehört Verantwortung, zum Erfolg die Demut – oder immerhin Dankbarkeit statt Überheblichkeit. Eine Gesellschaft, in der das Teilen wertlos ist, zersetzt sich selbst. Wenn die Wirtschaft mit gutem Grund unternehmerische Freiheit einfordert und die Innovationskraft des Wettbewerbs preist, benötigt sie Vorbilder, deren Tugend sich nicht in Gerissenheit und Spekulationslust erschöpft. Mit Verlaub: Vielen Managern würde nicht schaden, neben dem Studium der Aktienkurse wieder einmal in den Evangelien zu blättern. Sie würden lernen: Teilen wirkt Wunder.

Die Furcht vor sozialen Spannungen wächst

POLITIK/ Die Abzockerinitiative ist erst der Auftakt einer breiten Debatte über Verteilgerechtigkeit.

Am 3. März stimmt das Volk über die Abzockerinitiative ab: Diese verlangt unter anderem, dass nicht mehr in den Chefetagen der Konzerne über Managerlöhne in Millionenhöhe entschieden wird, sondern an den Aktionärsversammlungen. Goldene Fallschirme bei Abgängen würden ganz verboten.

Thomas Minders Vorstoss verbuchte lange hohe Sympathiewerte. Neuesten Umfragen zufolge bröckelt nun der Rückhalt für die Initiative. Der aktuelle Abstimmungskampf ist jedoch erst der Auftakt zu einer intensiven Debatte über die Verteilgerechtigkeit. Denn schon sind die Mindestlohninitiative der Gewerkschaften sowie die Vorlage für die Abschaffung der Pauschalsteuer für reiche Ausländer deponiert. Bereits vom Bundesrat ohne Gegenvorschlag abgelehnt wurde das Begehren der Jungsozialisten, das in Unternehmen nur noch eine Lohnbandbreite von höchstens 1:12 erlauben würde. Und Mitte Februar wird die Erbschaftssteuerinitiative eingereicht.

FALSCHER ANREIZ. Für den Basler Soziologieprofessor Ueli Mäder ist die Ballung der Initiativen, die eine gerechtere Verteilung der Güter zum Ziel haben, kein Zufall: «Sie dokumentiert, wie sich soziale Ungleichheiten verschärfen.» Auch Wohlhabende nähmen seit der Finanzkrise die sozialen Spannungen ernst. «Einzelne fürchten sogar, dass der Arbeitsfrieden aufbrechen könnte», sagt Mäder.

So weit will Dietrich Pestalozzi, der in Dietikon ZH einen Familienbetrieb mit rund 300 Mitarbeitenden führt und sich als christlicher Unternehmer versteht, nicht gehen. Trotz der exorbitanten Managersaläre, «die nicht mehr begründbar sind», stehe der soziale Friede nicht auf dem Spiel. Schaden würden die Firmen nur sich selbst: Zu hohe Löhne in der

Chefetage beeinträchtigten die Arbeitsmoral der Mitarbeitenden. «Geld ist ein Demotivator», sagt Pestalozzi. Fühle sich ein Angestellter unterbezahlt, fehle der Ansporn. Erhalte er aber bereits ein angemessenes Gehalt, «ist die Arbeitszufriedenheit die grössere Motivation als noch mehr Geld».

RICHTIGES MASS. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) fürchtet jedoch ebenfalls um den sozialen Zusammenhalt, wenn die Bevölkerung Spitzenlöhne «als unerträgliche Provokation» empfinde. Das schreiben die Ökonomin Hella Hoppe und der Ethiker Otto Schäfer in einem SEK-Papier zur Abzockerinitiative. Allerdings favorisieren sie den Gegenvorschlag. Denn die Initiative enthalte wenig praktikable, teils missbräuchlich anwendbare Regelungen. Weit problematischer als die Gier von Managern sind laut Hoppe jedoch die mangelnde Verteilungsgerechtigkeit und das instabile Finanzsystem. Sie plädiert für verbindliche Regeln im Finanzsektor sowie «internationale Steuergerechtigkeit».

Auch der Wirtschaftsdachverband Economie-suisse bemüht sich um differenzierte Töne. Die Empörung über exorbitante Managerlöhne sei verständlich und eine Regulierung, wie sie der Gegenvorschlag vorsieht, nötig, sagt Geschäftsführer Pascal Ginetetta. Gar über eine Erbschaftssteuerreform könne man «nachdenken» – sofern die «sehr ergiebige» Vermögenssteuer in die Diskussion einbezogen werde. Insgesamt sei die Verteilungsgerechtigkeit in der Schweiz aber gewährleistet. «Die Mindestlohn- und die 1:12-Initiative sind kontraproduktiv», sagt Ginetetta. Sie seien eine Gefahr für das «sehr solidarische Erfolgsmodell, das die Schweiz noch immer ist». **FELIX REICH, DELF BUCHER**

AUF EIN WORT, HERR PFARRER



ELF LAUNIGE FRAGEN AN Peter Müller, 49, Pfarreramt Unterkulm.

«Der Talar trennt einen von der Gemeinde»

- 1 Tragen Sie im Gottesdienst einen Talar?**
Um Himmels willen nein! Darin sieht man aus wie Wrigley aus «Mein Name ist Eugen», der Tante Melanies langes Schwarzes anzog. Zudem ist es ein Gewand der Gelehrten, nicht der Liturgie. Es trennt einen von der Gemeinde
- 2 Welches Buch nehmen Sie mit auf eine einsame Insel – ausser der Bibel?**
Jürgen Moltmanns «Im Ende der Anfang» – eine wunderbare Hoffnungslehre. Ich müsste aber noch ein zweites unterbringen: «Anleitung zum Unglücklichsein» von Paul Watzlawick. Wunderbar ironisch.
- 3 Schon mal eine Predigt abgekupfert?**
Nein. Ich lasse mich aber gerne durch andere inspirieren, Schriftsteller, Philosophen, Journalisten.
- 4 Wen hätten Sie schon lange mal bepredigen wollen?**
Bepredigen löst nur Abwehr aus. Lieber suche ich das offene Gespräch, zum Beispiel mit Leuten aus der Politik und Wirtschaft. Das tue ich auch.
- 5 Wann ist letztmals jemand aus Ihrem Gottesdienst davongelaufen?**
Ein Mal eilte eine Frau hinaus, sie hatte Durchfall. Ich bin eher der diplomatische Pfarrer.
- 6 Wie stellen Sie sich Gott vor?**
Gott ist überall, wo es Leben gibt. Gott ist sein Ursprung und sein Ziel. Auch steckt er in der Dreieinigkeit: Gott wird in Jesus menschlich, und der Geist ist die universelle Kraft des Lebens. Dieser Geist findet sich in allen Religionen. Meine Dissertation handelt von der Gotteserkenntnis aus der Schöpfungstheorie.
- 7 Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle?**
Zum Beispiel 1. Thessalonicher 5, 21, «Prüfet alles, das Gute behaltet.» Wir kommen nicht darum herum zu untersuchen, was gut ist und was nicht. Danach müssen wir handeln.
- 8 Welche Texte möchten Sie gerne aus der Bibel streichen?**
Die Stellen, wo von einem rächenden Gott die Rede ist, könnte man bei einer Überarbeitung ruhig weglassen.
- 9 Was wären Sie geworden, wenn nicht Pfarrer?**
Ich war erst Automechaniker. Dann machte ich die Kirchliche Matur und studierte Theologie, so fand ich meinen Traumberuf. Ich bin gern mit Menschen zusammen und möchte den Glauben ansprechend vertreten.
- 10 Haben Sie Ihren Beruf schon verleugnet?**
Nein, ich bin stolz darauf. Er ist immer wieder Stoff für Gespräche. Alle haben irgendwann Erfahrungen mit der Kirche oder der Religion gemacht, positive oder negative.
- 11 Wie erholen Sie sich vom Pfarramt?**
Ich bringe das Pfarramt nicht mit Stress in Verbindung. Doch ich genieße es sehr, mit meinen beiden Bernhardinern spazieren zu gehen, ein Stück Fleisch auf den Grill zu legen, oder bei einem Glas Wein mit meiner Frau.



Spitalseesorger sind Fachkräfte für die spirituelle Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden

Die Kompetenz der Kirchen

SEELSORGE/ Bisher haben die Kirchen die Palliative Care vorwiegend der Medizin überlassen. Dabei spielt gerade da Spiritualität eine wichtige Rolle.

Jedes Jahr sterben in der Schweiz 60 000 Menschen, meist nach einem längeren Prozess zunehmender Pflegebedürftigkeit. Bis 2050 dürfte die Zahl auf 90 000 ansteigen, prophezeit das Bundesamt für Statistik, und damit wächst auch der Betreuungsbedarf. Als eine Antwort auf die kommende Herausforderung verfolgen Bund und Kantone seit 2010 eine nationale Strategie, um die Palliative Care zu fördern. Im Kern sollen damit die Lebensqualität von unheilbar Kranken verbessert und Angehörige unterstützt werden. Dies durch medizinische, pflegerische, soziale und geistliche Unterstützung in der letzten Lebensphase.

STRATEGIE. Von Beginn an waren die Kirchen eingeladen, sich mit ihrer Kompetenz und Vernetzung im Bereich Seelsorge in die Strategie einzubringen. Dass die Kirchen über spezielles Fachwissen verfügen, belegen die 200 professionellen Seelsorger in Heimen und Spitälern ebenso wie unzählige Freiwillige in Hospizgruppen und Besuchsdiensten.

«Die Kirchen müssen jetzt pro-aktiv werden und Personen mit Mandaten für Palliative Care benennen.»

KARIN TSCHANZ

Auf strategischer Ebene reagierte die Kirche aber bislang verhalten. So wurde einzig in der Aargauer Landeskirche eine Stelle geschaffen, die zum Ziel hat, die Seelsorge in der Palliative Care zu verankern. Das sei zu wenig, findet die Theologin und Spitalseesorgerin Karin Tschanz, die vom Kirchenrat mit der Pionieraufgabe betraut ist. «Die Kirche muss pro-aktiv werden», fordert sie und kritisiert, dass kirchliche Vertreter an den relevanten Strategietagungen bis vor Kurzem meist durch Abwesenheit glänzten. «Medizin und Pflege konnten so die Relevanz, die Ressourcen und das Know-how von Seelsorge und Theologie in diesem Bereich kaum erkennen.»

KONGRESS. Die Zeit drängt. Denn in der nationalen Strategie geht es bereits um die regionale Umsetzung. Schon haben acht Kantone ihr eigenes Palliative-Care-Konzept verabschiedet, doch allein im Thurgau hat sich eine kirchliche Vertretung eingebracht. Immerhin waren beim

jüngsten nationalen Palliative-Care-Kongress Mitte November in Biel die Kantonalkirchen Bern-Jura-Solothurn, Zürich, Solothurn und Aargau mit einem eigenen Stand vor Ort. Erstmals haben Seelsorgende dabei in einem selbstständigen Seminarblock mit fünf Vorträgen den hohen Stellenwert spiritueller Begleitung im letzten Lebensabschnitt thematisiert. Dieser Auftritt war den Kirchen immerhin 9000 Franken wert.

MANDATE. Die Mitgliederversammlung von «palliative.ch», der Schweizerischen Gesellschaft für Palliative Medizin, Pflege und Begleitung, die den Kongress verantwortet hat, wählte Karin Tschanz zudem als Co-Vize-Präsidentin in den Vorstand. Die Wahl der ersten Spitalpfarrerin ins Präsidium belegt, welche Bedeutung die Fachgesellschaft einer Vertretung des spirituellen Bereichs in der Palliativpflege beimisst. Gleichwohl besteht Handlungsbedarf. «Die Kirchen müssen jetzt Personen mit Mandaten für Palliative Care benennen», erklärt Tschanz. Am 8. März ist deshalb ein erstes Kontakttreffen in Aarau geplant. «Zudem sollen die Kirchen sich für einen Lehrstuhl Spiritualität einsetzen, die Seelsorgeausbildung fördern und eigene Palliativausbildungen lancieren». Tschanz verweist darauf, dass in der Aargauer Landeskirche der bisher einzige derartige Kurs nach Palliative-Care-Normen stattfindet, der auf grosses Interesse stösst. «Über 150 Personen haben die Ausbildung inzwischen absolviert», so Tschanz.

LEHRSTUHL. Beim geplanten Lehrstuhl für Spiritualität an der Uni Zürich ist derzeit noch offen, ob er bei der Theologie oder Medizin verankert wird. Momentan liegt das Dossier bei der ärztlichen Wissenschaft. Möglicherweise entsteht dereinst ein Kompromiss nach dem erfolgreichen Münchner Modell, wo sich ein Theologe innerhalb der Medizinischen Fakultät wissenschaftlich mit Spiritualität befasst. «Ich finde es wichtig, dass Seelsorge zusammen mit Palliative Care interdisziplinär verortet wird», hält der Zürcher Theologieprofessor Ralph Kunz fest. Einer Zusammenarbeit von Theologie und Medizin dürfte auch auf universitärer Ebene nichts im Wege stehen. Es liegt jetzt an der Kirche, sich auf allen Ebenen einzubringen und die Zukunft von Palliative Care entscheidend mitzugestalten. **REINHOLD MEIER**



Palliative Care

Palliative Care steht als Leitbegriff für die umfassende Pflege und Zuwendung. Dazu gehört auch der spirituelle Aspekt. Das Buch geht den Fragen nach, was spirituelle Begleitung von schwerkranken und sterbenden Menschen konkret

heisst und wie das Idealbild von Palliative Care unter den strukturellen Bedingungen in Krankenhäusern und anderen Einrichtungen möglichst umfassend verwirklicht werden kann.

SEELSORGE IN PALLIATIVE CARE. Hg. von Manfred Belok, Urs Länzlinger, Hanspeter Schmitt. TVZ, 2012. Fr. 25.–



Spiritualität und Medizin

Der Mediziner Eckhard Frick und der evangelische Theologe Traugott Roser teilen sich die Professor für Spiritual Care an der Universität München. Ihr Standardwerk verbindet den theoretisch-wissenschaftlichen Ansatz mit der prakti-

schon Umsetzung von Spiritual Care und versammelt viele Erfahrungsberichte von Experten aus Medizin, Pflege, Psychologie, Sozialarbeit, Theologie und Seelsorge.

SPIRITUALITÄT UND MEDIZIN. Gemeinsame Sorge für den kranken Menschen. Hg. von Eckhard Frick und Traugott Roser. Kohlhammer, 2011. Fr. 39.90



Leben bis zuletzt

Cicely Saunders gehört zu den Begründerinnen der Palliative Care. In den fünf Jahrzehnten ihres Wirkens erschuf sie eine interdisziplinäre Sicht von Leiden und Schmerz. In ihrem Buch zeigt Martina Holder auf, wie Saunders ihr Engagement im christlichen

Glauben festmacht und wie sich ihr Verständnis von Spiritualität entwickelte. Zum Schluss gibt die Autorin zahlreiche Impulse für die aktuellen Diskussionen in Seelsorge und Ethik.

«... DASS DU BIS ZULETZT LEBEN KANNST.» Spiritualität und Spiritual Care bei Cicely Saunders. Von Martina Holder. TVZ, 2012. Fr. 28.–



Spiritual Care

Der Begriff Spiritualität umfasst ein weites Spektrum von Vorstellungen und Bedürfnissen. Spiritual Care als Form, Spiritualität in den Spitalalltag einzubringen, wird auch in Europa immer bekannter. Wird das Modell Spiritual Care die konfes-

sionell getragene Spitalseelsorge ersetzen? Das Buch zeigt die Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Spitalseelsorge und Spiritual Care auf und nimmt eine Einschätzung der zukünftigen Entwicklung vor.

PROVOKATION SPIRITUAL CARE? Von Theresa Maria Stampler. VDM-Verlag, 2011. Fr. 65.90

BILD: KEYSTONE

Den Staat Israel verteidigen oder kritisieren?

NAHOST/ Das Echo auf unser Bethlehem-Dossier zeigt: Die Israel-Palästina-Frage spaltet auch die Kirche. «reformiert.» bringt zwei Exponenten an einen Tisch: Lukas Kundert und Hansruedi Guyer.

GUYER: Eine Frage vorweg. Können wir uns als Pfarrkollegen duzen?

KUNDERT: Meinetwegen. Ich bin Lukas.

GUYER: Freut mich. Ich bin Hansruedi.

KUNDERT: Ich habe auch eine Frage: Bin ich als Israel-Freund zum Gespräch eingeladen worden?

Als Kritiker von prononciert pro-palästinensischen Positionen, die innerhalb der reformierten Kirche vertreten werden.

KUNDERT: Dann möchte ich klarstellen: Ich bin nicht hier, um alle politischen Handlungen Israels zu legitimieren. Mein Anliegen ist es, Doppelstandards aufzudecken, weil Israel ständig an den Pranger gestellt und als Täterstaat verurteilt wird, seine arabischen Nachbarn hingegen als Opfer dargestellt werden.

«Ich habe Angst, dass sich Israel mit seiner Aggressionspolitik zunehmend isoliert.»

HANSRUEDI GUYER

GUYER: Bei aller Kritik an Israel: Ich würde diesem Staat nie das Existenzrecht absprechen. Aber ich habe Angst, dass das Land sich mit seiner Aggressionspolitik zunehmend isoliert, die Wut der Staatengemeinschaft provoziert und letztlich seine Selbstzerstörung heraufbeschwört.

KUNDERT: Was du hier sagst, Hansruedi, ist ungeheuerlich. Wer behauptet, dass Israel mit seinen Handlungen seine künftige Zerstörung selbst verschulde, hat Vernichtungsfantasien. Nur dem Land der Juden spricht man das Recht zur Selbstverteidigung ab. Darf sich Israel etwa nicht wehren?

GUYER: Doch, schon. Aber Israel ist nicht einfach Opfer. Warum setzt Israel immer auf Gewalt? Es ist im Nahen Osten die stärkste, weltweit die viertstärkste Militärmacht.

KUNDERT: Auch das ist eine Fantasie. Israel ist in Wirklichkeit schwach. Der Libanonkrieg gegen die Hisbollah im Jahr 2006 wurde zur Riesenkatastrophe, der Jom-Kippur-Krieg 1973 ging um ein Haar verloren.

Herr Guyer, Sie engagieren sich für das ökumenische EAPPI-Programm (s. Box rechts), das Menschenrechtsverletzungen auf der besetzten Westbank beobachtet. Warum?

GUYER: EAPPI ist ein unparteiisches, gewaltfreies Friedensprogramm der weltweiten Kirche. Seit meinem Studium in Paris 1961/62, wo ich mit dem algerischen Befreiungskrieg konfrontiert war, ist für mich die Befreiung der Dritten Welt wichtig. Daher meine Sympathie auch für die Palästinenser.

KUNDERT: Ist Israel für dich eine Kolonialmacht?

GUYER: Das zionistische Projekt ab 1890 war eine Kolonisierungsbewegung: Die Zionisten kauften Land von türkischen Beys, den Grossgrundbesitzern – die arabischen Fellachen wurden vom Boden vertrieben. Die These des Zionismus war und ist: Da gibt es ein Land ohne Volk für uns Juden, die wir ein Volk ohne Land sind.

KUNDERT: Das ist eine völlige Verkennung der Lage. In Palästina gab es immer Juden. Bereits in der Antike und im Mittelalter wanderten sie ein, im 13. Jahrhundert aus England und Frankreich, im 15. Jahrhundert aus Spanien, Anfang 20. Jahrhundert aus Nordafrika. In den 1950er-Jahren dann kamen Juden aus dem Jemen, dem Iran und Irak, auf der Flucht vor Pogromen.

GUYER: Das ist alles richtig. Und dennoch: Israel negiert das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser – 1948 wurden Hunderttausende vertrieben, heute werden sie durch die Siedler auf der Westbank verdrängt.

Herr Kundert, warum kritisieren Sie das EAPPI-Programm?

KUNDERT: Weil ich den Eindruck habe, dass viele Teilnehmer einseitig skandalisiert aus der Westbank zurückkehren. Natürlich ist das, was dort passiert, die Konsequenz einer Kriegssituation, die nun seit über sechzig Jahren andauert. Das EAPPI-Programm hat blinde Flecken: Israel allein wird als Aggressor hingestellt. Wieso soll es nicht auf Raketenbeschuss und Terror reagieren dürfen?



Streit um Israel: Pfarrer Hansruedi Guyer (l.), Lukas Kundert, Kirchenratspräsident BS

GUYER: Ich bin geprägt von Auschwitz, von der Shoah. Ich stelle mich gegen jeglichen Antisemitismus. Gerade darum kritisiere ich auch die Menschenrechtsverletzungen durch Israel. Wenn ich sehe, wie die Siedler die Palästinenser bedrängen, wenn ich auf Mauern in Hebron «Kill the arabs» lese, habe ich Angst, dass sich Israel radikalisiert, ja faschistisiert.

«Wieso soll Israel nicht auf Raketenbeschuss und Terror reagieren dürfen?»

LUKAS KUNDERT

KUNDERT: Faschistierung Israels? Es ist skandalös, dass du einen solch belasteten Begriff in Bezug auf Israel, den einzigen Rechtsstaat dieser Region, in den Mund nimmst. Gegen diese Wortwahl wehre ich mich vehement. Damit wird das Ziel verfolgt, dem Staat Israel die Existenzberechtigung abzuspochen.

GUYER: Ich will Israel keineswegs delegitimieren. Aber ich will auch nicht über die Arroganz der Besatzungsmacht Israel hinwegsehen. Bildlich gesprochen: Wenn der eine Nachbar ständig in den Garten des anderen eindringt und dessen Beete kaputtmacht oder beschlag-

nahmt, darf er sich nicht wundern, wenn dieser zurückschlägt.

KUNDERT: Ich habe Mühe mit plakativen Argumentationen rund um die israelische Siedlungspolitik. Letzten Sommer hat das oberste israelische Gericht eine illegale Landnahme rückgängig gemacht. Der Rechtsstaat Israel funktioniert. Zudem ist der völkerrechtliche Status der Westbank ungeklärt, so lange ein Friedensabschluss fehlt.

Welche Lösung des palästinensisch-israelischen Konflikts erträumen Sie sich?

KUNDERT: Ich träume nicht für andere. Meine dringende Bitte an uns in der Schweiz: Mischen wir uns doch nicht dauernd ein, und versuchen wir nicht, uns auf Kosten von Israelis und Palästinensern einen Namen zu machen. Wir müssen zu diesem Konflikt endlich eine ähnlich distanzierte und reflektierte Haltung einnehmen wie etwa zum Tschetschenienkonflikt. Und als Kirchen haben wir der wachsenden antijüdischen und antiislamischen Stimmung in der Schweiz entgegenzutreten.

GUYER: Und ich bleibe dabei: Es ist auch im Interesse Israels, wenn wir seine rücksichtslose Politik kritisieren. Israel hat nur eine Zukunft, wenn es mit den Palästinensern und seinen Nachbarstaaten ein friedliches Auskommen findet.

GESPRÄCH: SAMUEL GEISER, MARTIN LEHMANN

EAPPI-Beobachter

SCHUTZ. Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) lancierte 2002 das «Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel» (EAPPI). Im Rahmen von EAPPI reisen internationale Beobachter, darunter auch Schweizerinnen und Schweizer, in die besetzten Gebiete Palästinas. Sie dokumentieren Verstösse gegen die Menschenrechte und gewähren Schutz durch ihre gewaltlose Anwesenheit – etwa bei der Olivenernte (www.eappi.org).

GELD. Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) ermöglicht die Teilnahme von Schweizer EAPPI-Freiwilligen. Die reformierten Landeskirchen der Kantone Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden, Luzern, Schaffhausen, Solothurn und Zürich unterstützen das EAPPI-Programm finanziell. Der Zürcher Kirchenrat kürzte vor Kurzem seinen Beitrag für EAPPI von 15 000 auf 5 000 Franken. SEL

INFORMATIONEN zur Menschenrechtsbeobachtung in Guatemala, Südmexiko, Honduras, Kolumbien und Palästina/Israel: – 9. Februar (13.30), Katholisches Hochschulinstitut (AKI), Hirschengraben 86, Zürich – 16. Februar (13.30), Bildungszentrum WWF, Bollwerk 35, Bern

HANSRUEDI GUYER, 74

war bis zu seiner Pensionierung 2002 Pfarrer in Wetzikon. 2003 war er erstmals als Menschenrechtsbeobachter in Palästina – im Rahmen des ökumenischen EAPPI-Programms (s. Box rechts oben). Seither nahm er vier Mal an einer Olivenernte in der Westbank teil, letztmals 2009.



LUKAS KUNDERT, 46

ist Pfarrer am Basler Münster, Präsident des Kirchenrats der evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt und Titularprofessor für Neues Testament an der Universität Basel. Er studierte zwei Jahre in Israel und lebte in einem jemenitischen Quartier West-Jerusalems.

«Zu denken, dass es jemand richten wird, reicht nicht»

UMWELTSCHUTZ/ Wie kann es trotz zunehmender Krisenmeldungen gelingen, auf eine bessere Welt zu hoffen? Stephan Marks hat darüber ein Buch geschrieben. Wer «Ich kann ja doch nichts verändern» sage, entwürdigte sich selbst.

Herr Marks, die Nachrichten über Klimakollaps, Wirtschaftskrisen und Verteilungskriege werden immer schlimmer. Haben Sie noch Hoffnung?

Ich bin nicht optimistisch, aber ich habe Hoffnung. Damit meine ich, dass eine bessere Zukunft gelingen könnte, denn wir haben die Fähigkeit, darauf hinzuwirken. Ich glaube aber nicht, dass es von alleine so kommt. Zu denken, dass es schon jemand richten wird, reicht nicht. Das wäre Optimismus, Wunschenken, das genauso wenig bringt wie Pessimismus.

Im Hinblick auf die drohende Klimakatastrophe schreiben Sie in Ihrem aktuellen Buch: «Im Grunde wissen wir doch alle, was zu tun ist.» Warum tun wir es nicht?

Am meisten blockiert uns, dass wir einen direkten Erfolg sehen möchten. Ehe wir etwas tun, wägen wir ab: Was bringt das schon, wenn ich das Auto in der Garage stehen lasse, während alle anderen damit zum Supermarkt fahren? Weil wir den direkten Nutzen nicht sehen, nehmen wir eben auch das Auto.

Ist dieses Abwägen nicht menschlich?

Meiner Meinung nach hat die moderne kapitalistische Gesellschaft den Menschen dazu gebracht, immer zuerst auf den eigenen Vorteil aus zu sein. Aber kalkulieren lässt sich nur in der Mathematik. Auf dem Planeten Erde interagieren über sieben Milliarden Menschen, da kann jede Handlung ungeahnte Folgen haben. Die Afroamerikanerin Rosa Parks löste 1955 mit ihrer Weigerung, ihren Sitzplatz im Bus für einen Weissen zu räumen, die Bürgerrechtsbewegung aus. Eine Demonstration in einem New Yorker Park führte zur weltweiten Occupy-Bewegung. Das ist der berühmte Flügelschlag des Schmetterlings, der einen Orkan auslösen kann.

Vielen ist doch einfach egal, was in der Welt passiert. Nach dem Motto «nach mir die Sintflut».

Vielleicht berührt es einige Menschen tatsächlich nicht, was in der Welt geschieht. Doch Fernsehen und Internet, die tägliche Nachrichtenflut, machen uns zu Zeugen von Unrecht, von Umweltkatastrophen, Hunger und Ausbeutung, und ich bin sicher, dass das die meisten nicht kaltlässt. Wir spüren, dass wir etwas tun sollten. Aber oft warten wir gelähmt wie das Kaninchen vor der Schlange und hoffen, dass sich die Schlange von allein verzieht.

«Wir warten gelähmt wie das Kaninchen vor der Schlange und hoffen, dass sich die Schlange von allein verzieht.»

Scheitern nicht schon die meisten bei der Frage «wo soll ich anfangen»?

Das ist genau das Problem. Wir denken «alles oder nichts», dabei gibt es viele kleine Handlungsmöglichkeiten. Jeder weiss inzwischen, warum es sinnvoller ist, einen Apfel aus der Region zu kaufen anstatt aus Neuseeland. Ob ich den Apfel links oder rechts im Regal auswähle, hat globale Auswirkungen. So gibt es noch viel mehr Möglichkeiten, die wir nicht nutzen.



Stephan Marks plädiert für weniger, um mehr vom Leben zu haben

Der Apfel aus Neuseeland ist billiger als der Bio-Apfel aus dem Fricktal.

Wir geben viel Geld aus für Waren, die wir eigentlich nicht benötigen. Die Werbung macht uns weis, dass, wenn wir Durst haben, wir Cola brauchen. Es gibt überall kostenloses, gutes Trinkwasser, stattdessen kaufen wir Getränke, die aus grosser Entfernung herangekarrt werden. Wir sollten uns öfter fragen: Was brauche ich wirklich? Gegen den Durst muss ich nicht unbedingt Cola trinken. Wenn ich mobil sein will, brauche ich keinen Vierradantrieb. Dann bleibt auch Geld für den Apfel aus dem Fricktal. Ich zitiere Gandhi: «Die Erde kann die Bedürfnisse der Menschen befriedigen, aber nicht ihre Gier.»

Wer sich für die Umwelt engagiert, gilt entweder als Romantiker oder Miesepeter. Woher rührt das schlechte Image?

Man kann nicht punkten mit diesem Thema, man gewinnt keine Anerkennung. Und ich denke, weil im Grunde jeder weiss, dass wir die Natur ausbeuten. Dieses schlechte Gefühl schieben viele aber lieber von sich weg. Meine Erfahrungen sind aber eher so: Wenn ich mich ohne Aufhebens und ohne Besserwisserei engagiere, reagiert mein Umfeld eher positiv. Ich muss meine Überzeugung ja nicht «miesepetrig» vertreten. Wer versucht, seine Mitmenschen mit dem Drohfinger zum Vegetariertum zu bekehren, weckt damit eher die Lust auf ein dickes Schnitzel.

Es lohnt sich also nur schon, für das gute Gewissen zu handeln.

Jeder Mensch sehnt sich doch nach Integrität. Wenn ich gegen meine eigenen Werte verstosse, schäme ich mich vor mir selbst. Wir sind daran beteiligt, wenn gehungert wird und die Natur kaputtgeht, wir profitieren vom Unrecht und wissen das. «Du beruhigst doch damit nur dein schlechtes Gewissen» hört sich an, als sei das kein legitimer Grund. Dabei ist das Gewissen doch die Errungenschaft des Christentums. Während Jesus verhört wurde, leugnete Petrus seine Jüngerschaft zu ihm, und er schämte sich dafür. Genau um diesen Konflikt geht es: darum, den eigenen Werten treu zu bleiben, denn wer sagt, «ich kann ja doch nichts tun», entwürdigt sich selbst.

Im Buch schreiben Sie, der Prozess des Hoffens komme in Gang, indem ich «etwas tue». Inwiefern?

Indem ich handle, erhöhe ich ja die Chancen, dass das Erhoffte eintritt, das kann eine selbst erfüllende Prophezeiung werden. Der Theologe Fulbert Steffensky sagte: «Wenn ich vor einem Waffenlager sitze und protestiere, verweltelt meine Hoffnungslosigkeit.» Ich muss nicht Politiker bei den Grünen sein. Es reichen kleine Schritte im Alltag, um Hoffnung schöpfen zu können.

Die Politik vermag die Leute bisher sowieso nicht vom Hocker zu reissen. Es gibt in der

Schweiz kaum Kampagnen, die zum ressourcenbewussten Handeln animieren.

In der Politik werden noch immer vor allem negative Katastrophenszenarien gezeichnet und gesagt, was man alles nicht soll. Viele Beiträge zur Energiekrise erschöpfen sich zum Beispiel darin, Konsumverzicht einzufordern. Das ist jedoch ein Negativziel, und ich zweifle, dass es auf viele Menschen anziehend wirkt. Statt Quantität sollte das Ziel Qualität sein: ein anderes Verhältnis zum Leben.

Wie meinen Sie das konkret?

Wir sollten nicht danach streben, möglichst viel zu besitzen, sondern danach, einen Lebensstil zu finden, der uns gut tut. Saubere Luft einzuatmen, Stille zu geniessen, in einem sauberen Fluss zu baden: Das alles bedeutet einen Gewinn an Lebensfreude, den viele Menschen nie erlebt haben. Dieser Gewinn sollte bei den Debatten über die Zukunft der

«Könnten wir mehr geniessen, würden wir weniger kaufen. Wir hätten einen tieferen Bezug zu uns selbst und zur Schöpfung.»

Wirtschaft in den Vordergrund gestellt werden. Ein Vorbild könnte das kleine Land Bhutan sein, das den Erfolg der Politik nicht am Bruttosozialprodukt misst, sondern am Bruttosozialglück: Es richtet sie unter anderem am psychischen Wohlbefinden der Menschen, aber auch an der Bewahrung von Natur und Kultur aus.

Der Ausweg aus der Krise liegt also in der Wiederentdeckung der Freude?

Wenn wir mehr geniessen könnten, würden wir weniger kaufen und wären weniger frustriert. Wir hätten einen tieferen Bezug zu uns selbst und zur Schöpfung. Ich glaube, unsere Liebe zum Leben würde sich drastisch vertiefen – und damit auch unsere Abneigung gegen jenes, das uns nicht gut tut. Ich mache immer wieder die Erfahrung, dass Freude ein sehr starker Motor ist. Sie beflügelt und verwandelt mich. Einige der ekstatischsten Erfahrungen in meinem Leben habe ich während fantasievoller, gewaltfreier Aktionen gemacht.

Um diesen Prozess des Hoffens in sich loszutreten, schlagen Sie vor, sich regelmässig der Nachrichtenflut zu entziehen.

Wir werden von Informationen geradezu überschwemmt und wissen nicht mehr, was wir mit ihnen tun sollten. So nützen sie uns nichts, sie machen uns stumpf. Konsumiere ich weniger Nachrichten und lasse mir Zeit, darüber nachzudenken, berühren sie mich wieder. Daraus wächst das Bedürfnis, etwas zu tun. So beginnt der Prozess der Hoffnung. Indem wir wieder «merken», was mit uns geschieht, und darauf reagieren, indem wir die Gefühle zulassen. Dazu brauchen wir Augenblicke der Stille und Langsamkeit. Momente des Innehaltens, in denen wir uns fragen: Was tun wir uns selbst und der Schöpfung an mit unserem Lebensstil? Protestbewegungen wie Occupy zeigen, dass das Gespräch darüber in Gang gekommen ist.

INTERVIEW: ANOUK HOLTHUIZEN

STEPHAN MARKS, 62

ist Sozialwissenschaftler und Fortbildner in Freiburg. Seit vielen Jahren engagiert er sich für Frieden, Gerechtigkeit und Naturbewahrung und verbrachte mehrere Jahre in Amerika. Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen, vor allem zu den Themen Scham und Menschenwürde.

DIE KUNST NICHT ABZUSTUMPFEN. Gütersloher Verlagshaus 2012. Fr. 31.90.

VORBILDLICH/ Sie teilen ihr Haus, ihr Wissen, ihr Geld: Beat Feurer, Simone Glinz, Marc van Wijnkoop
NACHDENKLICH/ Er warnt vor einer zunehmend egoistischen Gesellschaft: Pedro Lenz



Meins und deins

HAB UND GUT/ «What's Mine Is Yours» (Was mir gehört, gehört auch dir) heisst ein aktueller Bestseller der amerikanischen Trendforscherin Rachel Botsman, und auch das deutsche Magazin «Der Spiegel» prophezeit die Renaissance des Tauschens und Teilens. Beginnt nach der Zeit des Besitzen- und Habenmüssens jene des Geben- und Schenkens? «reformiert.» hat sich umgehört – und präsentiert ein Dossier über den Charme und den Stress des Teilens.

Wir teilen. Sie auch?

GELD UND GEIST/ Der eine teilt seine Wohnung mit einer ausländischen Familie, die andere ihr Wissen mit der weltweiten Internet-Community, der Dritte seinen Lohn mit weniger Begüterten: Drei Beispiele sinnvollen Teilens. Und drei Belege für die Behauptung, dass Teilen nicht nur sinnvoll ist, sondern auch glücklich macht.



«Ich versuche ganz einfach, offen zu leben»: Beat Feurer mit «seinen» Kindern

Wie man Wohnraum teilt

Wer seine Wohnung kurz- oder längerfristig mit anderen teilen möchte – sei, weil sie zu gross geworden ist, sei, weil man sie eine Zeit lang nicht selbst bewohnt –, bekommt in der Schweiz von verschiedenen Organisationen Unterstützung. Zwei der bekanntesten Angebote sind der Service «Wohnen für Hilfe» (für Senioren, Studierende und Einelternfamilien) und das Projekt «Mitwohnservice», das in elf Städten eine grosse Anzahl von befristet leer stehenden Wohnungen anbietet. RJ

www.comiva-plus.ch
www.ums.ch

Der SVP-Politiker, der sein Haus teilt

WOHNRAUM/ Beat Feurer lebt seit zwanzig Jahren in einer Wohngemeinschaft: Der frisch gebackene Bieler SVP-Gemeinderat teilt sein Haus mit einer tamilischen Familie.

Es war ein Bild, das sich kein Fotograf entgehen lassen wollte: Beat Feurer, umringt von jubelnden Parteikollegen und flankiert von zwei dunkelhäutigen Kindern, um die er väterlich den Arm legte. Es war im letzten September, Wahnacht in Biel, und der 52-Jährige hatte soeben erfahren, dass er in die Stadtregierung gewählt worden ist, als erster SVP-Politiker überhaupt. Auf dem Bild strahlt er noch etwas ungläubig, die beiden Kinder, die dreizehnjährige Jemira und der zehnjährige Joel, blicken mit grossen Augen leicht gelangweilt in die Runde. Wie das Teenager im Kreis von Erwachsenen halt so tun.

FAMILIENMENSCH. «Ja, die Kinder interessieren sich nicht sonderlich für mein politisches Engagement», schmunzelt Beat Feurer nachsichtig. Wichtiger sei ihnen, ob er Zeit habe für sie: Zeit fürs Aufgabenmachen, fürs Kochen, fürs Fussballspielen im Garten. Oder für gemeinsame Ferienreisen.

«Die Kinder» sind allerdings nicht Beat Feurers Kinder, sondern jene der tamilischen Familie, die seit Jahr und Tag mit Feurer unter einem Dach wohnt. Joel, Jemira und ihr vierzehnjähriger Bruder Josha sind zusammen mit ihren Eltern Beat Feurers «Familie». Und sein «wahrer Reichtum im Leben».

PARADIESVOGEL. Beat Feurer ist Immobilienreuhänder und befürwortet Fussgängerzonen, er ist bekennender Schwuler und SVP-Mitglied. Einige nennen ihn einen Paradiesvogel. Wohl vor allem, weil er etwas tut, was kaum einer zu tun bereit ist: Feurer teilt sein Haus. Auf dem Türschild fehlt sein Name – obwohl das Backsteinhaus am Bieler Stadtrand ihm gehört: «Stimmt», stellt er trocken fest, «das sollte ich wohl mal ändern.»

Beat Feurer bewohnt mit seinem Partner bloss zwei Parterrezimmer. «Die Familie» wohnt oben, im geräumigeren Teil des Hauses. Die beiden Wohnteile sind nicht voneinander abgetrennt. Man hört

sich, man riecht sich, man bekommt so einiges voneinander mit. Aber man lernt auch voneinander, sagt Feurer und lacht herzlich: «Ich zum Beispiel musste merken, dass ich ein ziemlicher Bünzli sein kann, der es furchtbar gerne ordentlich hat.» Und die Tamilen? «Die mussten lernen, dass sie in meiner Küche nicht auf allen Herdplatten gleichzeitig kochen und brutzeln und alles voll dampfen können.»

NONKONFORMIST. «Eine gewachsene Geschichte» nennt Beat Feurer seine Wohnform. Er, der als junger Mann Betreuer in Asylbewerberunterkünften war und ein Jahr in indischen Slums lebte, wollte nach seiner Rückkehr nach Biel einer Flüchtlingsfamilie praktisch helfen. Er nahm seinen tamilischen Kollegen und dessen Freundin bei sich in der Zweizimmerwohnung auf. Die Hausgemeinschaft wuchs, drei Kinder kamen zur Welt, man zog mehrmals um, aber blieb immer zusammen. Auch als Feurer vor einigen

Jahren sein Coming-out hatte und nun auch noch sein Partner in die Wohngemeinschaft einzog.

IDEALIST? «Ganz problemlos ging das damals natürlich nicht», gibt Feurer unumwunden zu. Erst dem Partner klarzumachen, dass er nur im Multipack zu haben sei, und dann der tamilischen Familie zu gestehen, dass er einen Mann liebe, sei nicht einfach gewesen. Aber Feurer hats geschafft. Die Gemeinschaft hat gar die kürzlich erfolgte Scheidung des tamilischen Ehepaars überlebt. Feurer ist überzeugt, dass ihr Experiment hundertprozentig gelungen sei.

«Man lernt voneinander. Ich zum Beispiel musste merken, dass ich ein ziemlicher Bünzli sein kann.»

BEAT FEURER

Ist er ein Idealist? Nein, sagt er, er versuche einfach, offen zu leben. Und was würde er nie teilen? Beat Feurer muss lange nachdenken. Dann sagt er dezidiert: «Das Auto!» RITA JOST



«Ein «Lohnteil» führt Menschen zusammen»: Marc van Wijnkoop Lüthi und Christine Lüthi mit Tochter Jeanne

Der Theologe, der seinen Lohn teilt

PORTEMONNAIE/ Marc van Wijnkoop Lüthi will mit dem «Lohnteil» etwas gegen ungleiche Einkommen tun. Warum es einfach und doch so schwierig ist, andere an seinem Verdienst teilhaben zu lassen.

«Ich bin ein Sinnierer und Projektler», sagt der Theologe und Cellist Marc van Wijnkoop Lüthi, 49, Leiter der praktischen Ausbildung der reformierten Pfarrpersonen im Kanton Bern. Schon immer habe er über das Teilen nachgedacht, wie es Jesus in den Evangelien vorlebte, im Speisungswunder etwa: «Mich fasziniert die Idee, Ungleiches so zusammzusetzen, dass es zusammen-

spielt.» Zum Beispiel ungleiche Löhne. Auf die Idee kam Marc van Wijnkoop Lüthi in Rumänien, wo er zwischen 1999 und 2002 an der lutherischen Fakultät in Sibiu Theologie unterrichtete. «Ich sah, wie meine rumänischen Kollegen unter den westlichen Almosen litten: unter den Spenden, die ihnen zwar Forschungsaufenthalte im Ausland ermöglichten, sie aber auch abhängig machten.» Für Marc

van Wijnkoop und seine Frau Christine Lüthi ein Schlüsselereignis: Sie diskutierten, «ob dieses Unbehagen nicht in einem klugen und balancierten System aufzufangen wäre». Am Familientisch in Sibiu wurde die Idee des «Lohnteils» geboren – und, zurück in der Schweiz, modellhaft umgesetzt. Van Wijnkoop-Lüthi (Monatseinkommen: 7000 Franken) vereinbarten mit einer rumänischen Familie

(Monatseinkommen: 200 Euro), je drei Prozent ihres Lohns in eine gemeinsame Kasse zu geben: also 210 Franken die einen, 6 Euro die anderen. Von diesem Betrag nahmen dann beide Seiten je die Hälfte. Drei Jahre lang, bis 2005, spielte dieser «Lohnteil»: «bis die rumänische Partnerfamilie fand, sie wolle und könne jetzt auf den Zustupf verzichten».

EINBLICK. Ja, ein «Lohnteil» bringe einen Zustupf für jene mit dem kleinen Portemonnaie. Darüber hinaus aber beiden Partnern Einblick in die Lebenssituation des andern. «Beide geben prozentual gleich viel von ihrer Lebenskraft in die Kasse. Beide erleben sinnlich, dass hinter dem Lohnunterschied nicht eine Leistungs-, sondern eine Systemdifferenz steckt», sagt Marc van Wijnkoop. «Teilen ist nicht Spenden: Wer spendet, muss oder will nicht wissen, wie es auf der andern Seite aussieht. Wer teilt, schon.»

EINSICHT. Und just diese «Verbindlichkeit und Offenheit» sei wohl der Grund, dass der «Lohnteil», den van Wijnkoop seit 2012 mit einem Verein propagiert (s. Box rechts), in der Schweiz nicht recht Fuss fasst. «Man muss innere Widerstände überwinden, wenn man sein Lohnkonto aufdecken und eine längere Verpflichtung eingehen will.» Kommt dazu, dass eben jeder, auch jener mit dem grossen Lohn, «sein Budget meist voll ausschöpft».

Und doch: Marc van Wijnkoop glaubt an die Idee, «die so einfach klingt und so schwer umzusetzen ist». Denn an Visionen mangelt es ihm nicht. Wie wärs mit einem «Lohnteil» zwischen Architekten-, Lehrer- oder Pfarrteams in verschiedenen Ländern? Oder firmenintern zwischen oberem Kader und unteren Chargen? Oder parteiintern zwischen Bundesrat und Dorfparteisekretär? Oder zwischen Banker und Künstlerin?

«Ein «Lohnteil» führt Menschen zusammen, die sich sonst nie begegnen würden.» **SAMUEL GEISER**

Wie man Löhne teilt

Der Verein «Lohnteil» regt an, dass Menschen mit ungleichen Löhnen ein Teil ihres Einkommens miteinander teilen. Sie verhandeln eine Laufzeit des «Teils», legen den Lohnprozentsatz fest und bezahlen monatlich ihren Anteil in den gemeinsamen Korb: die vermögendere Seite mehr, die bedürftigere weniger, aber beide denselben Anteil ihrer Arbeitskraft. Und dann wird geteilt.

www.lohnteil.ch



«Ich hoffe, dass Open Source in zwanzig Jahren so bekannt ist wie heute das Bio-Label»: Simone Glinz

Die Informatikerin, die ihr Wissen teilt

SOFTWARE/ Simone Glinz setzt sich in ihrer Freizeit dafür ein, Software weiterzuentwickeln. Davon profitieren User auf der ganzen Welt: Privatpersonen, Organisationen, Firmen.

«Ich bin nicht gegen die Marktwirtschaft. Und Microsoft und Apple sind auch nicht per se böse»: Gleich zu Beginn des Gesprächs macht Simone Glinz klar, dass sie sich nicht dem antikapitalistischen Lager zuordnen lässt. Trotzdem geht die 25-jährige Frau aus Uster auf Distanz zu den grossen Softwareanbietern: «Viele Leute finden Windows oder Mac einfach toll, aber es fehlt ihnen das Bewusstsein,

dass sie sich in Abhängigkeit der Computerkonzerne begeben und dass es Alternativen zu deren teurer Software gibt.»

FASZINIERT. Für die Programmiererin ist Informatik sehr viel mehr als bloss eine simple Anwendung von kommerzieller Computersoftware. Sie ist fasziniert von der Herausforderung beim Lösen von Programmproblemen; viele Stunden hat

sie schon mit der Weiterentwicklung frei verfügbarer Software verbracht. Hat sie eine Lösung gefunden, stellt sie diese ins Internet. Danach kann, entsprechend der Open-Source-Philosophie, davon profitieren, wer immer will. Simone Glinz teilt so freiwillig ihr Wissen mit der Gesellschaft. Aus idealistischen Gründen gibt sie einen Grossteil ihrer Freizeit dafür her – ohne finanzielle Abgeltung.

ENGAGIERT. Vor acht Jahren, noch während der Lehre, rutschte sie mehr oder weniger zufällig in die Open-Source-Gemeinschaft hinein. Nachdem sie Linux installiert hatte – ein modular aufgebautes Betriebssystem, das von Softwareentwicklern und Freiwilligen auf der ganzen Welt kreiert worden ist und permanent weiterentwickelt wird –, wusste sie irgendwann nicht mehr weiter. Im Internet fand sie Rat, die weltweite Linux-Community bot ihr Hilfe an. Später trat sie der Swiss Open Systems User Group (Verein ch.open) bei, die sich die Förderung von freier Software auf die Fahne geschrieben hat. Und dort wirkte sie jahrelang ehrenamtlich im Vorstand mit: als jüngstes Mitglied und erste Frau.

MOTIVIERT. Natürlich steckt hinter Simone Glinz' Engagement nicht nur Idealismus, sondern auch Eigennutz: Das erworbene Wissen hilft ihr beruflich weiter, zudem konnte sie ihre Eigeninitiative und Selbstständigkeit weiterentwickeln. «Und ich lernte auch, mit Frustrationen und Scheitern umzugehen.»

Simone Glinz bricht auch eine Lanze für die Hacker. Diesen hafte landläufig ein negatives Image an: jenes von Kriminellen, die in Netzwerke eindringen und dort Zerstörung anrichten würden. Für die Open-Source-Gemeinde hingegen sind Hacker unabhängige Querdenker, die hartnäckig an Softwareproblemen herumtüteln, diese möglichst elegant zu lösen versuchen und sie anschliessend mit der Gesellschaft teilen.

Ihre Hauptaufgabe sieht Simone Glinz darin, die junge Generation der Computereinsteiger mit der etwas älteren Generation von ch.open zusammenzubringen. Dass Open Source bei den Endanwendern nach wie vor wenig bekannt ist, führt sie vor allem auf das fehlende Supportangebot zurück. Das möchte sie ändern: «Meine Vision ist, dass Open Source in zwanzig Jahren so bekannt ist wie heute das Bio-Label.»

STEFAN SCHNEIDER

Wie man Software teilt

Unter Open Source (dt.: offene Quelle; man spricht auch von «freier Software») versteht man ein Konzept, wonach Computerprogramme mit ihrem Quellcode – also mitsamt dem in der Programmiersprache definierten Inhalt – ausgeliefert werden. So hat der User die Möglichkeit, die Software zu benutzen, zu kopieren, zu verändern und beliebig weiterzugeben. **STS**

www.ch-open.ch

«Notfalls teile ich sogar meine Zahnbürste»

INTERVIEW/ Das Bewusstsein, dass man mit den Bedürftigen teilen soll, gehe zusehends verloren, sagt der Schriftsteller Pedro Lenz. Ein Gespräch in der Beiz – über Habgier und Solidarität, die Steuererklärung und das Wunder des Teilens.



«Teilen können ist nicht angeboren, sondern eine kulturelle Errungenschaft»: Pedro Lenz, Schriftsteller

Zum Einstieg ein bisschen Bibelexegese, Pedro Lenz: Legen Sie bitte den Text über die «wundersame Brotvermehrung» aus (s. Box). Den kenne ich gut. Die Geschichte gefällt mir irrsinnig, weil sie so bodenständig ist. Es geht um ein ganz praktisches Problem: Da sitzen Menschen, und die haben vom langen Zuhören Hunger. Es ist wie an einem Openair: Viele Leute sind beieinander, doch der Bratwurststand fehlt. Was tun? Jesus fordert seine Jünger auf, das Wenige, was sie mitgenommen haben, zu verteilen. Und jetzt geschieht tatsächlich ein Wunder – aber das besteht nicht darin, dass Jesus auf miraculöse Art und Weise Brot und Fisch vervielfacht, sondern dass alle Leute zu teilen beginnen. Wie Jesus packen auch sie ihr Mitgenommenes aus und reichen es herum. Niemand schaut nur für sich, niemand hamstert auf Vorrat, niemand zeigt mit seinen Sachen. Man teilt.

Und das ist ein Wunder?

Ja. Im Alltag nehmen wir oft mehr, als wir bräuchten. Wenn etwas gratis ist, sowieso. In der Bibelgeschichte jedoch nehmen alle mit Mass und teilen das Ihrige. Von Raffgier keine Spur, niemand hat Angst, zu kurz zu kommen.

Diese Angst beobachten Sie heute?

Wenn ich heute aufs Tram warte, dann steige ich, wenn ich nicht die Ellbogen ausfahre, bestimmt als Letzter ein, auch wenn ich vielleicht zuerst da war. Die Leute haben Angst, dass sie zu kurz kommen, und wer Angst hat, wird rücksichtslos.

Schon kürzlich haben Sie in der «Zeit» über die Entsolidarisierung, die Rücksichtslosigkeit, die Ellbogengesellschaft geklagt. Sind Sie ein Kulturpessimist?

Ich finde nicht, früher sei alles besser gewesen. Aber es läuft in unserer Gesellschaft einiges falsch.

Nämlich?

Die Leute wissen zum Beispiel nicht mehr, was privat und was öffentlich ist. Sie machen intimste Dinge öffentlich: Sie zeigen via Facebook der halben Welt ihre Ferienbilder oder geben über die Änderung des Beziehungsstatus bekannt, dass sie sich getrennt haben. Gleichzeitig belegen sie den öffentlichen Raum, als wäre er ihre Stube: Sie setzen sich in den Zug, ziehen die Schuhe aus, mampfen ihr Sandwich – benehmen sich also, als sässen sie daheim auf dem Sofa. Oder sie gehen im Morgenrock und mit den Adiletten zum Bahnhofskiosk, um eine Zeitung zu kaufen. Sie merken nicht mehr, wo der private Raum aufhört und der öffentliche beginnt – und umgekehrt.

Hoppla: Schriftsteller Pedro Lenz ärgert sich über fehlende Manieren seiner Mitbürger.

Es geht um mehr als um Anstand. Wenn private und öffentliche Sphäre verwischt werden, fehlt das Bewusstsein, was Öffentlichkeit überhaupt ist: nämlich Gemeinschaft, Gemeinwesen. Die Verantwortung füreinander geht verloren, man versteht sich nicht mehr als Teil eines Ganzen. Ich höre hier in der Beiz oft, wie Leute über die Steuern fluchen. Die wissen nicht mehr, was Steuern sind!

Was sind denn Steuern?

Steuern zahlt man, damit die Öffentlichkeit aufrechterhalten werden kann. Damit wir zusammenleben können. Ich jedenfalls zahle gerne Steuern, weil mein Geld auch jenen zugutekommt, denen es schlechter geht. Ich bin so erzogen worden – in der Familie, auch im kirchlichen Unterricht: dass man mit den Zukurzgekommenen teilen soll. Dieses Verständnis geht allmählich verloren. Heute ist einer, der nichts hat, ein Loser, ein Versager, ein Verlierer. Man fühlt sich nicht mehr verantwortlich für ihn; ja, man hat Angst, er nehme einem etwas weg. Dass sich unsere Gesellschaft entsolidarisiert, merkt man spätestens am Umgang mit Asylsuchenden: Der ist ein Hohn.

Kann man das Teilen lernen?

Man kann und man muss. Teilkönnen ist nicht angeboren, es ist eine kulturelle Errungenschaft. Aber das Wissen, teilen zu müssen, schwindet. Die Vorbilder in Wirtschaft und Politik – von Marcel Ospel über Konrad Hummler bis Silvio Berlusconi – sind Repräsentanten der Gier, und sie werden für ihre zweifelhafte Geldscheffelei auch noch bewundert.

Was teilen Sie?

Meine Wohnung, wenn jemand ein Bett braucht. Sogar die Zahnbürste, wenn der Gast keine dabei hat. Mein Geld: Bettler kriegen regelmässig Stutz, Hilfswerke auch. Und wenn mich ein Freund anpumpt, dann bekommt er das Geld, ohne dass er versprechen muss, dass er es zurückzahlt. Er soll nicht die Strassenseite wechseln müssen, weil er in meiner Schuld steht. Geld ausleihen kann Freundschaften zerstören.

Wundersame Brotvermehrung

«Als es Abend wurde, kamen die Jünger zu ihm und sagten: Der Ort ist abgelegen, und es ist schon spät geworden. Schick doch die Menschen weg, damit sie in die Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen können. Jesus antwortete: Sie brauchen nicht wegzugehen. Gebt ihr ihnen zu essen! Sie sagten zu ihm: Wir haben nur fünf Brote und zwei Fische bei uns. Darauf antwortete er: Bringt sie her! Dann ordnete er an, die Leute sollten sich ins Gras setzen. Und er nahm die fünf Brote und die zwei Fische, blickte zum Himmel auf, sprach den Lobpreis, brach die Brote und gab sie den Jüngern; die Jünger aber gaben sie den Leuten, und alle assen und wurden satt. Als die Jünger die übrig gebliebenen Brotstücke einsammelten, wurden zwölf Körbe voll. Es waren etwa fünftausend Männer, die an dem Mahl teilnahmen, dazu noch Frauen und Kinder.» (Matthäus 14, 15–21)

Grosszügig zu sein, habe ich übrigens nicht bei den Reichen gelernt, sondern bei den Armen: auf dem Bau, bei den spanischen Saisoniers. Die haben die Runden in der Beiz bezahlt, ohne stets argwöhnisch nachzufragen, ob nicht vielleicht ein anderer an der Reihe wäre.

Und was teilen Sie nicht?

Meine Freundin. Ich will mich emotional nicht überfordern.

Und wie stehts mit Ihren eigenen Werken? Sobald es um das Urheberrecht geht, wollen Kulturschaffende nur ungern teilen.

Das Urheberrecht ist Teil meines Lohns: Wenn ich ein halbes Jahr an einem Buch arbeite, habe ich so lange keine Einkünfte; ich bin darauf angewiesen, dass mein Buch verkauft und nicht einfach frei zugänglich ins Netz gestellt wird. Gleichzeitig müsste man darüber diskutieren, ob das Urheberrecht nicht auch mal auslaufen kann. Warum soll ich, wenn die Verkäufe des Buchs meinen Aufwand gedeckt haben, noch weitere zehn Jahre davon profitieren können? Warum darf Paul McCartney noch fünfzig Jahre später vom Erfolg der Beatles zehren? Euch beiden zahlt man in zehn Jahren ja auch nicht noch einmal den Lohn für den Januar 2013, auch wenn ihr jetzt vielleicht grad eine ganz besonders gelungene «reformiert.»-Ausgabe macht ...

INTERVIEW: MARTIN LEHMANN, FELIX REICH

PEDRO LENZ

ist einer der aktuell erfolgreichsten Schweizer Autoren. Sein Bestseller-Mundartroman «Dr Goalie bin ig» ist derzeit auf der Bühne des Berner Stadttheaters zu sehen und wird demnächst auch verfilmt. Pedro Lenz, in Langenthal aufgewachsen, machte zuerst eine Lehre als Maurer und war dann mehrere Jahre als katholischer Jugendar-

beiter tätig. 1995 holte er die Matura nach, seit 2001 lebt er vom Schreiben. Zusammen mit dem Schriftsteller Alex Capus und dem Journalisten Werner de Schepper hat der 47-jährige Lenz das Restaurant Flügelrad in Olten gekauft. Hier wohnt er nun, schaut den Leuten aufs Maul – und empfängt Journalisten zum Gespräch. **MLK**

www.pedrolenz.ch

Heiliger? Genie? Mensch!

ALBERT SCHWEITZER/ Vor hundert Jahren reiste er nach Lambarene aus. Als Urwalddoktor ging er in die Geschichte ein. Doch Schweitzer war auch Organist, undogmatischer Theologe und Pazifist.

Am 26. März 1913 schifften sich Albert Schweitzer und seine Frau Helene in Bordeaux im Dampfer «Europe» ein, um nach Afrika zu fahren. Drei Wochen später erreichten sie Lambarene am Ogowe-Fluss, eine Station der Pariser Mission. Dort sollten Helene und Albert Schweitzer – damals als Elsässer deutsche Staatsbürger – als «unabhängige medizinische Helfer» arbeiten. Gefragt war der Arzt Schweitzer – aber nicht der Theologe. Denn gegen den liberalen Theologen herrschte in der pietistisch ge-

heutige Gabun) zu fahren. Bereits 1917 kam ihre Arbeit in Lambarene zu einem ersten Ende: Die französische Regierung liess alle «feindlichen Ausländer» nach Frankreich deportieren und dort als Kriegsgefangene internieren. Auch den Arzt und die Krankenschwester.

GENIE. Heute gilt Albert Schweitzer als der grösste «Heilige» des 20. Jahrhunderts. Er war ein Genie mit unglaublicher Schaffenskraft: Er arbeitete, ja schuftete tagsüber und schrieb in der Nacht. Er blieb zeitlebens Theologe, und zwar einer der bedeutendsten Neutestamentler des letzten Jahrhunderts. Seine Thesen über Jesus und Paulus werden heute noch intensiv diskutiert. Er predigte jeden Sonntag: Hunderte von Predigten vor allem aus seiner ersten Lebenshälfte, als er sie noch wortwörtlich aufschrieb, wurden veröffentlicht und bewegen noch heute. Er war ein Mystiker voller Lebensbejahung: Mit seinem Grundsatz der «Ehrfurcht vor dem Leben» entkrampfte er ein dogmatisch erstarrtes Christentum und schlug zugleich eine Brücke zu nicht christlichen Religionen.

PAZIFIST. Ferner war Albert Schweitzer ein Pionier der angepassten Tropenmedizin, der Tausenden von Menschen das Leben rettete. Er kämpfte gegen die Atombombe und wurde dadurch mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Er war ein grosser Bach-Forscher und hochbegabter Organist, der Lambarene zu einem nicht geringen Teil durch Orgelkonzerte finanzierte.

Aber Albert Schweitzer war nicht nur ein Genie, sondern auch ein Mensch mit dunklen Seiten: Seine Auffassungen über die Schwarzen und ihre Kultur (beziehungsweise ihre vermeintliche Kulturlosigkeit) waren 1915 in vielem fortschrittlich, aber 1960 reaktionär;

«Schweitzer entkrampfte mit seinem Grundsatz «Ehrfurcht vor dem Leben» ein erstarrtes Christentum.»

ULRICH LUZ

prägten Pariser Mission tiefes Misstrauen. Schweitzer war damals Privatdozent für Neues Testament an der Evangelisch-theologischen Fakultät Strassburg.

VERSÖHNER. Neben der Privatdozententätigkeit hatte er seit 1905 Medizin studiert und dieses Studium im Jahre 1912 mit einer Dissertation – seiner dritten! – abgeschlossen. Helene Schweitzer-Bresslau, die aus einer jüdischen Familie stammte, hatte sich zur Krankenschwester ausbilden lassen. Während ihrer Ausbildung hatte sie sich mit Tuberkulose infiziert, von der sie nie ganz geheilt werden konnte.

Der Zweite Weltkrieg stand vor der Tür. Aber das hielt die Schweitzers, die fest an die deutsch-französische Versöhnung glaubten, nicht davon ab, in die französische Kolonie Äquatorialafrika (das



Schuftete tagsüber und schrieb in der Nacht: Albert Schweitzer

Schweitzer hielt mit unglaublicher Sturheit an ihnen fest. Er war gegenüber den Nazis kompromisslos, aber nach dem Zweiten Weltkrieg, so finden manche, gegenüber den Kommunisten in Osteuropa naiv. Auch seine tropenmedizinischen Grundsätze sind sehr umstritten.

MENSCH. Und schliesslich ist Albert Schweitzer ein Mensch voller menschlicher Tragik: Seine Frau Helene konnte wegen ihrer Tuberkulose nur selten in Lambarene sein und hat darunter sehr gelitten. Ihr Mann wohl auch, aber Albert Schweitzer konnte seinen Schmerz über diese Trennung durch rastlose Tätigkeit zudecken. Albert Schweitzer: Genie, Heiliger und Mensch mit hellen und dunklen Seiten. Es lohnt sich, sich im Jubiläumsjahr mit ihm zu beschäftigen. **ULRICH LUZ***

* Ulrich Luz war bis 2003 Professor für Neues Testament an der Universität Bern und ist Mitherausgeber der Werke aus dem Nachlass Albert Schweitzers

Hundert Jahre Lambarene

Aus Anlass des Jubiläums der Gründung des Albert-Schweitzer-Spitals in Lambarene widmet sich das Collegium generale der Universität Bern in einer Vortragsreihe dem vielfältigen Wirken Schweitzers als Theologe, Ethiker, Mediziner, Organist und Politiker.

INFOS:
www.collegiumgenerale.unibe.ch
Weitere Veranstaltungen im Jubiläumsjahr:
www.albert-schweitzer.ch

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Publizist
und Buchautor



Der schweigende Ruf des Gähnens

RÄTSEL. Die Fische tun es, die Vögel, die Mäuse, die Pferde, die Hunde – und die Menschen tun es auch. Warum sie es tun, ist bis heute nicht klar. Das Gähnen bleibt für die Wissenschaft ein Rätsel. Ein Mensch gähnt durchschnittlich zehnmal pro Tag und beginnt damit schon als Fötus im Mutterleib.

Es gibt eine Reihe von Theorien, welche das Phänomen zu erklären versuchen. Doch jede hat sich bisher als falsch erwiesen. Auch die beliebte These vom Sauerstoffmangel ist mittlerweile widerlegt. Kurz: Das Gähnen scheint keine für den Körper notwendige Funktion zu haben.

REFLEX. Ausgelöst wird der seltsame Reflex besonders bei Müdigkeit oder Langeweile. Es beginnt mit einem leichten Ziehen zwischen Rachen und Ohren. Wenn dieses stark genug ist, öffnet sich der Mund, und zwar ziemlich weit, während die Lungen tief Luft einsaugen. Gähnkünstler verbinden das Ganze mit einem Laut oder einer kleinen Melodie. Das eignet sich übrigens auch, um abendliche Gäste zu vertreiben, die nicht mehr nach Hause wollen. Das Zeichen wird sofort verstanden.

RUF. Der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874–1936) bezeichnete das Gähnen als «schweigenden Ruf». Tatsächlich können auf diese Weise viele Botschaften übermittelt werden. Ob das den Gähnenden immer so bewusst ist, bleibt eine andere Frage. Und für die Angegähnten ist ein schweigender Ruf manchmal nicht leicht zu übersetzen: Findet mein Gegenüber mit dem weit aufgerissenen Kiefer mich langweilig? Möchte er mich loswerden? Oder ist sie einfach müde? Doch dann passiert es: Ich beginne plötzlich selbst zu gähnen.

MITGEFÜHL. Gähnen steckt bekanntlich an. Das ist einer der wenigen Punkte, der in der Forschung heute unbestritten ist. Die Experten haben dafür auch eine Erklärung: Empathie. Das Einfühlungsvermögen in eine andere Person bewirkt, dass wir unbewusst ihr Verhalten übernehmen. Untersuchungen zeigen: Je mehr Mitgefühl wir haben, umso leichter lassen wir uns anstecken. Dasselbe gilt übrigens auch für das Lächeln oder die Sorgenfalten. Wir neigen dazu, den Gesichtsausdruck anderer Menschen zu kopieren, um sie besser zu verstehen.

NATUR. Es gibt Gähn-Forscher, Gähn-Konferenzen und Gähn-Studien. Sie haben einiges herausgefunden. Nur die Hauptsache nicht: den Zweck des Gähnens. Kann es sein, dass es gar keinen hat? Die Natur orientiert sich zum Glück nicht allein am Prinzip der Zweckmässigkeit. Sie bringt auch Dinge hervor, die keinen messbaren Nutzen haben, aber einfach schön sind. Wie wohl-tuend ist es doch, so richtig herzlich zu gähnen! Übrigens kann bereits der Gedanke daran den entsprechenden Impuls auslösen. Wenn Sie bei der Lektüre dieser Zeilen jetzt den Mund aufreissen und tief Luft holen, liegt das nicht an mir, sondern an Ihrem guten Einfühlungsvermögen.



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

MÄRTYRER

Ein Märtyrer ist ein Mensch, der für seine Überzeugung den gewaltsamen Tod durch seine Gegner hinnimmt. Der Begriff leitet sich vom griechischen «martyrs» ab, dem «Zeugen». In der frühen Kirche genossen Blutzugehörige höchste Anerkennung. Ihr standhafter Glaube und ihre Nachahmung des Leidens Christi fand Bewunderer. Für die Anfänge gilt: «Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.» Bis das Christentum um 380 Staatsreligion im Römischen Reich wird, erleiden seine Anhänger Wellen von Verfolgung. Als Urvater aller Märtyrer

gilt der gesteinigte Stephanus, bekannt aus Apostelgeschichte 7, doch erst seit der Hinrichtung Polykarps um 160 wird der Begriff «Märtyrer» verwendet. Von ihm und zahlreichen weiteren Zeugen werden Märtyrerakten angelegt, die als heilige Schriften in Umlauf gelangen.

Das bekennerechte Martyrium ist eigentlich ein Paradox: Selbstbehauptung wird durch Selbsthingabe erreicht. In der Neuzeit ist diese Leidensbereitschaft rar, dafür geniessen moderne Märtyrer wie Martin Luther King oder Dietrich Bonhoeffer umso mehr Res-

pekt. Ihr Mut macht sie zu neuzeitlichen «Glaubenshelfern». Sie gelten als Hoffnungszeichen dafür, dass die Macht der Unterdrücker zu brechen ist.

Anders eine traurige Aktualität: Hundert Millionen Christen werden heute weltweit verfolgt. Der militante Islam hat das machtverliebte Christentum, das Jahrhunderte lang unzögerlich seine Gegner eliminierte, abgelöst. Er pervertiert gottergebene Muslime zu «Waffen». Noch glauben diese Märtyrer an den direkten Weg ins Paradies.

MARIANNE VOGEL KOPP

NACHRICHTEN

Aargauer Kirchen im Internet

UPLOAD. Die Landeskirche Aargau hat eine Webseite lanciert, auf der bis Mitte 2014 die reformierten Kirchen des Aargaus umfassend dokumentiert sein werden (www.reformierte-kirchen-aargau.ch). Die rund 90 Kirchen werden in ihrer sakralarchitektonischen, (kunst-)historischen und religiösen Bedeutung vorgestellt. Die meisten Kirchen beherbergen besondere Wandmalereien, Glasfenster oder eine historische Uhrentechnik, um zahlreiche ranken sich Legenden. Die ersten Kirchen sind jetzt online.

RIA/AHO
.....

Kuratorium in Auenstein

PERSONALMANGEL. Nach dem Rücktritt von zwei ehrenamtlichen Mitgliedern verbleiben in der Kirchenpflege der Gemeinde Auenstein nur noch zwei Mitglieder. Der Kirchenrat hat deshalb Mitte Januar ein Kuratorium für die Kirchengemeinde errichtet und Heiner Studer als Kurator gewählt. Studer ist Vizeammann von Wettingen und war lange Jahre Präsident der Kirchenpflege Wettingen-Neuenhof. Er war bereits für Würenlos und Ammerswil Kurator. RIA/AHO

.....

Gesprächssynode zu Gewalt

AARGAU. Die Synode der Landeskirche hat am 16. Januar an einer Gesprächssynode in Lenzburg über Formen von Gewalt in der kirchlichen Arbeit diskutiert. Die Synodalen suchten nach Lösungen in Themengebieten wie Macht und Gewalt in der Führung von Gemeinden und Mitarbeitenden, unklare Strukturen in der partnerschaftlichen Gemeindeleitung, oder Ausgrenzung durch Beharren auf Traditionen. Der Kirchenratspräsident kündigte Konsequenzen an, vor allem die partnerschaftliche Gemeindeleitung soll verbessert werden. Die Gesprächssynode, die nur alle zwei bis drei Jahre durchgeführt wird, knüpfte an den Kongress «Gesichter der Gewalt» vom November 2012 in Aarau an. RIA/AHO

Einmal im Leben die Bibel von A bis Z durchhackern

GLAUBE/ Die Bibel steht in vielen Bücherregalen, doch kaum jemand versteht das symbolträchtige Buch, wenn er es einfach durchliest. Hilfe leistet ein herausfordernder Fernkurs. Zwei Aargauerinnen halten durch.

Heute freut sich Susy Studer aus Bremgarten ganz besonders auf die Post im Maileingang: Der neue Lehrbrief des Bibelkurses ist gekommen. Neugierig studiert die 71-Jährige die Erläuterungen zur Apostelgeschichte, um die es in dieser Lektion geht. Dann geht sie das Blatt mit den Fragen durch, das sie nach der Lektüre jeweils ausfüllt und zurückschickt. Geprüft wird darin, ob sie den Inhalt der Lektion gelesen und verstanden hat.

Susy Studer nimmt seit November 2011 am Bibelfernkurs der Bibelgesellschaften Basel-Stadt, Baselland und Aargau-Solothurn teil. Sechs bis acht Stunden pro Woche wendet die pensionierte Hausfrau für das Bibelstudium auf, beantwortet Fragen, macht sich Gedanken. Bis sie den Kurs 2014 nach zweieinhalb Jahren abschliesst, wird sie die Bibel von A bis Z durchgeackert und achtzig Lehrbriefe zum Alten und Neuen Testament sowie zwanzig zur Kirchengeschichte durchgearbeitet haben. Am Schluss des Lehrgangs, zu dem auch vierzehn Seminartage in der Gruppe gehören, wird Susy Studer in einer feierlichen Abschlusszeremonie ein Zertifikat erhalten.

WANDEL. Der Bibelkurs entstand in den 1950er-Jahren in Basel, als erwachsene Menschen aus allen Berufsgruppen in gemeinsamen Bibelstunden die Geschichten und ihre Bedeutung diskutierten. Seit den 1970er-Jahren nehmen Interessierte von daheim aus teil, mit Material, das per Post oder Mail kommt. Setzten sich damals 50 bis 100 Personen pro Kurs mit der Bibel auseinander, sind es heute noch zwischen 15 und 20, meist kirchlich Engagierte, darunter vie-

«Ich lese die Bibel heute anders. Früher war ich sehr bibeltreu, jetzt habe ich einen weiteren Horizont, aber auch mehr Fragen.»

SUSY STUDER

le im Pensionsalter sowie Katechetinnen und Katecheten. «Der Kurs verlangt mit fünf bis acht Stunden pro Woche einen hohen Zeitaufwand», sagt Urs Jörg, Präsident der Bibelgesellschaft. Man plane deshalb, ihn zukünftig in halbjährlichen Modulen anzubieten und auch das Internet – zum Beispiel mit einem Diskussionsforum – einzubinden.

ZUGANG. Der Austausch zwischen den Teilnehmenden sowie mit den Kursleitern



Die Teilnehmenden des Bibelfernkurses lesen verschiedene Bibeln parallel

ist gemäss Jörg sehr wichtig, ist die Bibel doch eines der Werke mit der dichtesten Symbolik. Und: «Vor allem mit dem Alten Testament bekunden viele Mühe, da es dort viele kriegerische Handlungen gibt und Gott als rachsüchtig erscheint.» Der Kurs helfe, diese Hintergründe besser zu verstehen. «Ich schätze es sehr, dass sich die Gruppe trotz Fernstudium mehrmals pro Jahr trifft und sich austauschen kann», sagt auch Susy Studer. Für die 67-jährige Marianne Schärer aus Glashütten, die ebenfalls am Bibelfernkurs teilnimmt, dürfte der Austausch mit der Gruppe gar noch intensiver sein.

KONZEPT. «Das Selbststudium verlangt Disziplin und Durchhaltewillen», sagt Schärer. Für den Bibelfernkurs hat sie sich entschieden, «weil ich die Bibel mal von der ersten bis zur letzten Seite durchlesen wollte». Das Konzept des Kurses überzeugte auch Susy Studer. «Zwanzig Jahre lang war ich auf der Suche nach einem Kurs, der nicht nur einzelne Teile, sondern die ganze Bibel umfasst. Dann hat mir jemand vom Bibelfernkurs vorgeschwärmt, und ich habe mich sofort angemeldet.» Mit 300 Franken pro Semester ist der Fernkurs relativ günstig. Als hoch empfindet sie hingegen den Zeitaufwand. Nur wer die Fragebögen

zu den Lektionen rechtzeitig zurückschickt, darf weiterfahren. In Studers Kurs haben zwei Drittel aus Zeitgründen wieder aufgehört. Das scheint die Regel zu sein.

WIRKUNG. Dass der Kurs keine ideologische Färbung hat, schätzt Susy Studer besonders. «Ich erlebe unsere Gruppe als sehr offen, das Spektrum geht von äusserst liberal bis sehr evangelikal.» Es sei «höchst befreiend und produktiv, dass an den Treffen auch über den Inhalt gestritten wird». Während des Kurses hat auch Susy Studer eine Wandlung durchgemacht. «Früher war ich sehr bibeltreu. Heute beziehe ich mich auf ein Riesenspektrum an Stoff und Interpretationen. Mein Horizont ist weiter geworden, aber ich habe auch mehr Fragen.» Und so verwickelt sie nach der Sonntagspredigt gerne mal den Pfarrer in ein Gespräch oder freut sich über spannende Diskussionen am Familientisch. «Man kommt während des Bibelstudiums ganz einfach auf wesentliche Themen», sagt sie.

Dass das, was sie gelernt hat, auf ihre Umgebung ausstrahlt, hofft auch Marianne Schärer. «Durch den Kurs wurden mir viele Zusammenhänge aufgezeigt», zieht sie Bilanz. Wie ihre Kurskollegin aus Bremgarten freut sie sich schon auf den nächsten Lehrbrief in ihrem Briefkasten. **ANNEGRET RUOFF**

Bibellesen im Selbststudium

BIBELFERNKURS. Der zweieinhalbjährige Kurs der Bibelgesellschaften Basel-Stadt, Baselland und Aargau-Solothurn beinhaltet nebst dem begleiteten Fernstudium fünf bis sechs Seminartage pro Jahr. Kosten: 300 Franken pro Semester. Der nächste Kurs startet im April. Anmeldeschluss ist der 1. März.

www.bibelgesellschaft.ch

THEOLOGIEKURS. Der dreijährige Theologiekurs der Aargauer Landeskirche beinhaltet nebst dem Bibelstudium die Auseinandersetzung mit theologischen Hintergründen und Grundfragen. Er findet wöchentlich statt und umfasst zusätzlich drei Studienwochenenden und vier Studientage. Kosten: 1450 Franken pro Jahr. Einsteigen kann man jeweils im Oktober.

www.ref-ag.ch

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92

www.moischele.ch Tel. 044 853 20 70
Israel Rundreise 1 Woche ab **990.-**

Jakobsweg Spanien/Frankreich – Wandern Sie mit!
27. Mai bis 7. Juni 2013: Le Puy–Conques
7. bis 20. Oktober 2013: Logrono–Burgos–Leon
Marianne Stocker, 044 742 04 05
www.marianne-stocker.ch

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Stiftung für Menschen mit seltenen Krankheiten
Eine halbe Million Schweizer leiden an einer seltenen Krankheit, mehr als an Diabetes und Krebs. Herzlichen Dank, dass Sie mit einem Beitrag diesen Menschen helfen!
Unter dem Patronat von Prof. Thierry Carrel und nominiert für den Swiss Charity Award 2012
Spendenkonto
PC 80-151-4 / IBAN CH50 0070 0110 0035 7775 0
Wagistrasse 25 · 8952 Schlieren · Tel. 043 433 86 90
www.stiftung-seltene-krankheiten.ch

Gewaltfreie Kommunikation
www.perspectiva.ch
Ausbildungsinstitut perspectiva Basel

Steuererklärung ausfüllen!
Professionell, preiswert, prompt.
durch Christoph Urech.
Rufen Sie an: 062 891 84 15

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 100.-. Damit erreichen Sie 109 291 Leser im Kanton Aargau.
Kömedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koemedia.ch

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 1./2013

POLITIK. Die Kirche kämpft für den freien Sonntag

GLEICHMACHEREI

Ich benütze seit Jahren den Abreiss-Kalender «täglich mit Gott». Als ich den Kalender 2013 öffnete, glaubte ich einen Fehldruck zu haben und wollte diesen schon zum Umtausch einschicken. Dann stellte ich fest, dass die Sonntage nicht fehlen, aber statt wie bisher in Rot nun in einem grauen Raster zu finden sind. Ich finde das erschreckend. Das ist eine fatale Abwertung des Sonntags, und dies glaubt sich die Kirche in der heutigen Zeit leisten zu dürfen. Es wird wohl mit Kostendruck argumentiert. Wenn die Kirche beginnt, so mutlos vor «Schwierigkeiten» zu kapitulieren, verheisst das nichts Gutes. Der Sonntag verdient mehr. Er müsste als Glanzpunkt auch ein Kalendarium beherrschen und immer wieder daran erinnern, dass der Sonntag ein Sondertag ist, der sich vom Alltag abgrenzt, uns geschenkt ist, und zu dem wir sehr Sorge tragen müssen. Dafür hätte sich auch die Kirche (mit Kalender) vehement einzusetzen. Das Sonntagsdatum verdient es wirklich, rot gedruckt zu werden.

MAX BURGHERR, AARAU

PROFILIERUNGSZWANG

Gemäss «reformiert.» kämpft die Kirche gegen längere Ladenöffnungszeiten. Ist es wirklich sie, die kämpft? Sind es nicht ideologische Vertreter der vom Steuerzahler finanzierten Institution, die sich profilieren wollen? Als gläubiger Christ bin ich überzeugt, dass sich diese Exponenten nicht für oder gegen die Gesellschaft, sondern für eine christliche Gesellschaft engagieren sollten. Ladenöffnungszeiten sind doch ein Nebenschauplatz und keine Glaubensfrage. Der Cartoon aber ist traumhaft: Nach dem Shopping sollte man gerne in die Kirche gehen!

KURT HEARING, BIRMENS DORF

REFORMIERT. 1./2013

WIRTSCHAFT. Habgier – eine Todsünde wurde zur Wirtschaftstugend

VERSCHWENDERISCH

Nach diesem Interview stimme ich umso mehr der Aussage der religiös-sozialistischen Vereinigung der deutschsprachigen Schweiz zu: Wir verwerfen den Irrglauben, dass der Lebensstil der Reichen der westlichen Welt das Mass gelingenden Lebens sei, dass dieser eine Möglichkeit für alle Menschen der Erde wäre oder dass Einzelne ein Anrecht auf solche Verschwendung hätten.

MARGUN WELSKOPF, BERN

REFORMIERT. 1./2013

INTERVIEW. «Wir werden ein gebrochenes Luther-Bild zeichnen»

FALSCHINFORMATION

Ich habe mich über die unkorrekt formulierten letzte Frage geärgert. Margot Käsmann Rücktritt war eben gerade nicht erzwungen, sie vollzog ihn freiwillig. Für sie als EKD-Präsidentin und Bischöfin war dieser freiwillige Schritt die logische Konsequenz ihres grossen Fehlers. Viele Menschen in Deutschland haben diesen Schritt bedauert. Selbst in der Presse wurde dieser Schritt vielerorts als vorbildlich dargestellt und zugleich als unnötig bedauert. Der Rat der EKD sprach ihr einstimmig



Margot Käsmann

sein Vertrauen aus. Jemand, der Margot Käsmann interviewt, sollte darüber informiert sein. Die falsch formulierte Frage ist ärgerlich, weil sie den vorbildlichen Umgang mit einem schweren Fehler unter den Tisch kehrt.

BIRKE HORVATHMÜLLER, MINUSIO

ANMERKUNG DER REDAKTION. Die Formulierung der letzten Frage des Interviews war in der Tat missverständlich. Gemeint war, dass Margot Käsmann ihren Rücktritt unter dem Druck der Öffentlichkeit vollzog.

REFORMIERT. 1./2013

SERIE. Auf ein Wort, Frau Pfarrerin

STANDHAFT

Dietlind Mus, Pfarrerin in Ennetbaden, trägt im Gottesdienst einen Talar. Bravo! Ich finde es sehr schade, dass dies nur noch wenige Pfarrer/-innen pflegen. Mich befremdet es immer, wenn in ei-

nem Gottesdienst, bei Taufen, Hochzeiten oder einer Abdankung nicht einmal ersichtlich ist, wer die Pfarrperson ist. In den Freikirchen werden keine Talar getragen. Die Vertreter unserer Landeskirche dürften dem Wenigen, was an Tradition in der Kirche geblieben ist, Respekt entgegenbringen. Ihre Publikationen sind immer sehr interessant! Danke!

ANNELIES RÜTTIMANN, GRÄNICHEN

REFORMIERT. 12./2012

DOSSIER. Betlehem

SYMPTOMATISCH

Es ist gut, dass «reformiert.» der Meinungsvielfalt eine Plattform bietet, gerade im emotional umstrittenen Thema Palästina–Israel. Wer nicht beide Seiten kennen will, liegt falsch. Die gehässigen Reaktionen auf die Bethlehem-Reportage sind symptomatisch. In einigen Leserbriefen kommt



Anti-Terror oder Apartheid?

zum Ausdruck, wie unfähig Pro-Israel-Fundamentalisten sind, die andere Seite zur Kenntnis zu nehmen. Bevor man die Aussage anderer der Lüge bezichtigt, sollte man die eigene überprüfen, ob sie auf Fakten beruht oder auf der Ideologie, dass Gott allein für Israel und Israelis ein Herz habe, und alle andern Menschen Terroristen und Feinde seien. Lesen diese Leute auch das Neue Testament?

RUDOLF BASLER, ROMBACH

REFORMIERT. 1./2013

ALLGEMEIN.

LESEVERGNÜGEN

Mag die Kritik an der Einseitigkeit der Reportage aus Bethlehem teilweise berechtigt gewesen sein: Der Einstieg ins Jahr 2013 war umso stärker. Der «Kirchenkampf» für den einkaufsfreien Sonntag fand seinen Höhepunkt in einem Cartoon zum Schmuzzeln. Zwar wird die «Angst vor der Nacht» etwas verklärt, wenn man sich der Bitte in Dietrich Bonhoeffers «Abendgebet» erinnert: «(Herr mein Gott) bewahre mich vor den Anfechtungen der Finsternis.» Für Kranke und Verfolgte ist die Nacht ein Martyrium. Dafür spricht die ehemalige Bischöfin Margot Käsmann Klartext über Martin Luther – und sich selber. Berührend sodann das «a revair» für Fadrina Hoffmann. Und ganz aus dem Herzen spricht mir Pfrn. Dietlind Mus: «Seit ich Pfarrerin bin, ziehe ich den Talar an. So studiert niemand mein Outfit. Zudem setzt es ein Zeichen: Hier findet ein reformierter Gottesdienst statt.» Alles dies und noch vieles mehr ist Lektüre pur!

GAUDENZ BAUMANN, AARAU

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS. Schreiben Sie an: redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Gehörlosengottesdienst. Pfarrerin Anita Kohler leitet den Gehörlosengottesdienst vom **Sa, 3. Februar, 15.00**, in der reformierten Kirche Baden, Oelrainstrasse 21. Anschliessend gibts Kaffee und Kuchen. www.ref-ag.ch

Abendmusik. Iris Benetsch, Sopran, Dirk Amrein (Trompete) und Gaudenz Tschärner (Orgel) spielen ein buntes Programm quer durch die Musikgeschichte mit Werken von Purcell, Händel, Haydn, Franck, und Bizet. **Sa, 9. Februar, 20.00**, Stadtkirche Brugg. www.reformiertbrugg.ch

Barfussdisco. Der Abend verknüpft Stille, Meditation und Tanz. Er beginnt um 19.30 Uhr mit einer Meditation und der Lesung spiritueller Texte, geht um 20.30 Uhr in eine Barfussdisco über und endet ab 23 Uhr mit einem Ausklang an der Bar. **Fr, 22. Februar, ab 19.30**, Tagungshaus Rügel, Seengen. www.ruegel.ch

Enneagramm. Der Gontenschwiler Theologe Samuel Jakob leitet einen ganztägigen Einführungskurs ins Enneagramm. **Sa, 9. März**, Hirschengraben 7, Zürich. Wer will, kann zum Einstieg den Vortrag vom Fr, 25. Januar, 17.15 Uhr, an derselben Adresse besuchen. Infos und Anmeldung: margrit.rickli@besonet.ch, Tel. 034 422 58 89, www.enneagramm.ch

RADIO UND TV

Verschuldete Eltern. Zwanzig Jahre lang wohnten Ursula und Norbert K. in einem Häuschen mit Garten. Jetzt können sie sich die Miete nicht mehr leisten. Vor drei Jahren erbt das Ehepaar die Schulden der Oma, Norbert verlor seinen Job und verletzte sich bei einem Unfall so schwer, dass er zum Pflegefall wurde: drei Schicksalsschläge in kürzester Zeit und 30 000 Euro Schulden. **Fr, 1. Februar, 12.00, 3sat**

«Mein Wille geschehe». Engel und Bücher über Wünsche ans Universum haben Hochkonjunktur. Darin lässt sich nachlesen, wie Engel in jeder Situation helfen und wie alle Wünsche wahr werden. Dabei müssen keine Opfer gebracht werden. Die Gläubigen müssen keine Regeln einhalten, die sie vielleicht einschränken, wie dies in einer

TIPP



Engel

VORTRAG

Von Menschen, die Engeln begegnet sind

Von Engeln berichten die biblischen Geschichten in mannigfaltiger Weise. Der bekannte Zürcher Notfallseelsorger Peter Schulthess sammelt seit Jahren bewegende Gegenwartsgeschichten von Menschen, die Erscheinungen begegnet sind. Am 31. Januar, um 20 Uhr, berichtet er in der reformierten Kirche Veltheim von seinen Entdeckungen.

«WIE ENGEL BEGLEITEN». Vortrag von Peter Schulthess, musikalisch umrahmt von Jean-Louis Durrieu, Saxofon. Do, 31. Januar, 20 Uhr, ref. Kirche Veltheim. www.ref-veltheim.ch

traditionellen Religion meist der Fall ist. Das Individuum steht im Mittelpunkt. Eine Sendung mit Sebastian Murken, Professor der Religionspsychologie an der Universität Marburg. **Sa, 2. Februar, 8.30, SRF 2 Kultur**

Wie die Bibel heilig wurde. Bereits als Kind interessierte sich der Kabarettist Josef Hader für das Buch der Bücher. Für die Dokumentation ist er nach Israel gereist, um an historisch bedeutsamen Orten der Entstehungsgeschichte der Bibel nachzufühlen. Dabei prägt Haders kabarettistisches Talent den Film ebenso wie seine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Stoff. **Fr, 8. Februar, 12.00, 3sat**

Auf der Flucht. Sein Leben könnte man schon fast mit Forrest Gump vergleichen, dem Helden aus dem gleichnamigen Filmklassiker. Ike Johnson wird mit verkrüppelten Beinen im westafrikanischen Liberia geboren. Meist sitzt er im Rollstuhl. Therapieversuche verlaufen allesamt erfolglos. Als seine Mutter ihre Hoffnung begräbt, passiert das Unglaubliche – Ike wird über Nacht gesund. Seine Freude währt jedoch nur kurz. Auf der Flucht vor dem Bürger-

krieg findet er in der Schweiz eine neue Heimat. **Sa, 23. Februar, 17.15, SRF zwei**

Harmonium am Himalaya. In Asien, Afrika und Amerika mischt sich die Musik der europäischen Missionare mit der einheimischen Musiktradition, und so entwickelte sich eine ganze eigene kirchliche Liedkultur mit spannenden Rhythmen. Musik ist Medium der Mission und wird bald Ausdruck eigener Glaubensidentität. Die heutige Mission 21 hat die Wechselwirkung von Musik und Mission wissenschaftlich untersucht. **So, 10. Februar, 8.30, Radio SRF 2 Kultur**

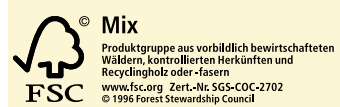
Gott und der Mammon. Zins und Zinseszins lassen Geldvermögen wachsen und setzen die Wirtschaft unter einen permanenten Wachstumszwang. Der christliche Initiativkreis «9,5 Thesen» sieht darin eine ernste Gefahr. Dass eine solidarische Ökonomie, ein christliches Finanzsystem möglich ist und allen in einer Region nützen kann, beweist eine wachsende Zahl von Unternehmen und Menschen im Schwarzwald mit der Regionalwährung «Gewinner». **So, 17. Februar, 12.05, SWR 2**

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info
Auflage: 714 331 Exemplare
Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holthuizen (Brugg), Samuel Geiser, Rita Jost, Martin Lehmann (Bern), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Chur), Christa Amstutz, Delf Bucher, Thomas Illi, Käthi Koenig, Felix Reich, Stefan Schneider, Sabine Schüpbach Ziegler (Zürich)
Blattmacher: Martin Lehmann
Layout: Susanne Kreuzer, Franzi Wyss
Korrektorat: Yvonne Schär

reformiert. Aargau

Auflage: 105 000 Exemplare (WEMF)
Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau
Herausgeberkommission: Urs Karlen, Präsident
Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holthuizen, Storchengasse 15, 5200 Brugg. Tel. 056 444 20 72, Fax 056 444 20 71 annegret.ruoff@reformiert.info
Verlag: Heinz Schmid, Storchengasse 15 5200 Brugg, Tel. 056 444 20 70 heinz.schmid@reformiert.info
Sekretariat: Barbara Wegmüller, Storchengasse 15, 5200 Brugg. Tel. 056 444 20 70 Fax 056 444 20 71 barbara.wegmueller@reformiert.info
Adressänderungen: Bei der eigenen Kirchengemeinde
Inserate: Kömedia AG, St. Gallen. Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93 info@koemedia.ch
Inserateschluss 3/13: 30. Januar 2013
Druck: Ringier Print AG Adligenswil



TIPPS



Christina Aus der Au



«Schritte ins Offene»



Umzug mit oder ohne Hund?

VORTRAG

WIE FREI IST DER MENSCH WIRKLICH?

Sitzt Gott im Hirn oder im Himmel? Und: Wie gross ist eigentlich unser Entscheidungsspielraum? Diesen Fragen geht die Theologin und Ethikerin Christina Aus der Au in ihrem Referat im Rahmen der Lenzbürger Ausstellung «Entscheiden» nach. **ARU**

WIE FREI SIND WIR WIRKLICH? Referat von Christina Aus der Au. Do, 21. Februar, 20 Uhr, Zeughaus, Ringstrasse West 19, Lenzburg. www.ref-ag

ZEITSCHRIFT

ZUM ABSCHIED EIN LETZTES HEFT

Eine Zeitschrift stirbt un plötzlich: 22 Jahre lang überzeugten die «Schritte ins Offene», das Heft der kirchlichen Frauenverbände, mit Themen rund um «Emanzipation, Glaube, Kulturkritik». Sinkende Abozahlen erzwingen nun das Aus. Stilvoll widmet sich die letzte Nummer dem «Abschied». **SEL**

«SCHRITTE INS OFFENE» (Nr. 1/13). Bestellung: Tel. 033 828 80 80, E-Mail a.eggimann@schlaefli.ch

TV-SENDUNG

WAS KOMMT MIT INS ALTERSHEIM?

Viele Senioren schieben die Frage, wie und wo sie im Alter leben möchten, lange auf. Sie halten an der gewohnten Umgebung fest, selbst wenn sie merken, dass sie den Haushalt nicht mehr alleine bewältigen können. Die Reportage begleitet ein Ehepaar auf dem Weg ins neue Zuhause. **ARU**

«GOTT UND DIE WELT. DAS KOMMT MIT!». Sendung am So, 3. Februar, 17.30 Uhr, ARD



Emil Ramsauer bindet sein neues Tagebuch. Der Bassist der Eurovision-Band «Die Heilsarmee» dokumentiert seit 57 Jahren jeden Tag.

«Die Musik gehört zum Leben wie die Luft»

PORTRÄT/ Emil Ramsauer wurde durch den Popsong «You and me» berühmt. Dabei mag der Salutist lieber Blechmusik.

Der Faden will nicht ins Nadelöhr. Emil Ramsauer hält den weissen Zwirn und die Nadel etwas weiter weg und schaut angestrengt durch die Brillengläser. «Jetzt!» Dann stösst er die Nadel vorsichtig durch vierzehn aufeinanderliegende Papierbögen und verknüpft die Fadenenden. Der 95-Jährige bindet am Küchentisch seines winzigen Hauses in Thun sein Tagebuch fürs Jahr 2013. Sein siebenundfünfzigstes: Seit 1956 schreibt Emil Ramsauer jeden Abend die Ereignisse des Tages auf. Nur am 15. Dezember 2012 hatte er keine Zeit: Da zupfte er auf der Bühne der Bodensee-Arena in Kreuzlingen die Saiten seines Kontrabasses. «You and me» hiess das Stück, mit dem er und fünf andere Musiker der Heilsarmee das Schweizer Finale des Eurovision Song Contest gewannen.

BLECHMUSIK. Ausgerechnet mit einem Popsong. Dabei mag Ramsauer, der 37 Jahre lang Musikchef der Heilsarmee Thun war, viel lieber Blasmusik. «Das Lied ist schon recht, aber ich musste mich e chli dran gewöhnen», sagt er und

drückt die weissen Papierbögen zusammen. Jetzt kennt ihn die ganze Schweiz als Kontrabassisten, obwohl er viel öfter Horn oder Trompete spielt. Sein Vater brachte ihm das Trompetenspiel bei, als er zehn Jahre alt war. Auch dieser hatte es vom Vater gelernt. Alle waren sie Soldaten der Heilsarmee, der Urgrossvater als erster. Emil Ramsauer steht auf, zieht ein Album aus dem Regal und zeigt ein Foto, auf dem eine Braut mit runden Backen ins Instrument bläst: «Meine Tochter. Sie hats natürlich von mir gelernt.»

LEBENSELIXIER. Auch in den Fotoalben hat Emil Ramsauer die Stationen seines Lebens festgehalten. Darin kleben Reisetickets, Zeitungsausschnitte, Quittungen, ein Bussenzettel. Auf den Fotos sind meistens Menschen mit Instrumenten zu sehen, oft das Schweizer Militär, in dem Emil Ramsauer als Musiker gedient hatte. Und immer wieder die Heilsarmee. «Musik gehört zum Leben wie die Luft», sagt Emil Ramsauer. Oft setzen er und seine Frau Regula sich ins Wohnzimmer, er mit dem Horn, sie am Klavier. «Wir musizie-

ren zusammen, wenn wir glücklich und wenn wir traurig sind», sagt er. In letzter Zeit seien sie oft bedrückt. «Es sterben so viele unserer Bekannten, wir sind halt alle alt geworden.» Zehn Namen von Verstorbenen listete er letztes Jahr auf der hintersten Seite seines Tagebuchs auf.

HÖHEPUNKT. Mit dem Lineal zeichnet Emil Ramsauer jetzt auf jede Seite sieben Felder. Jeder Tag muss in einem Kästli Platz haben. Grinsend schaut er auf: «Da muss man so alt werden, um so was zu erleben!» Es sei toll gewesen in Kreuzlingen, doch seinen grössten musikalischen Höhepunkt habe er 1942 erlebt: «Wir marschierten mit 300 Bläsern und 40 Tambouren des Militärs durch Zürich, alles stimmte.» Einen Moment lang schweigt er, die tiefen Furchen im Gesicht bleiben ruhig. «Und wenn ich die feuchten Augen der Damen und Herren im Altersheim sehe, für die Regula und ich jeden Monat musizieren, berührt mich das ebenso fest wie dieser ... äh ... Eurovis... – Regula, wie heisst der schon wieder?» **ANOUK HOLTHUIZEN**

EMIL RAMSAUER ist 1918 im Kanton Appenzell geboren. Bis zu seiner Pensionierung arbeitete er als Buchbinder. 1942 zog er nach Thun, wo er seine erste Frau kennenlernte und mit ihr vier Kinder bekam. Mit seiner zweiten Frau, Regula, lebt der 95-Jährige seit 27 Jahren zusammen. Ob «Die Heilsarmee» im Mai am Eurovision Song Contest in Malmö auftreten wird, war bei Redaktionsschluss (16. Januar) noch offen. **AHO**

GRETCHENFRAGE

MAYA GRAF, NATIONALRATSPRÄSIDENTIN

Christliche Werte vertreten und in Taten umsetzen!

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Graf? Religion ist für mich etwas Persönliches. Christliche Werte sind mir wichtig. Aber mit den Institutionen habe ich oft Mühe. Vor allem wenn sie stets das Trennende statt das Verbindende betonen.

Woran denken Sie konkret? Ich erlebe die monotheistischen Religionen sehr patriarchal. Ihre Botschaft könnte so versöhnlich sein – sie kommt aber oft absolut und missionarisch daher. Dabei geht es doch um eine Botschaft, die uns persönlich und gesellschaftlich weiterbringen sollte.

Sie wurden mit 21 Jahren Mitglied der Sissacher Kirchenpflege. Wie kam das? Wahrscheinlich fiel ich in unserem Dorf damals auf, weil ich mich in einer Öko-Jugendgruppe engagierte und als junge Frau beim Weltgebetstag mitmachte. Ich war dann in der Kirchenpflege natürlich das mit Abstand jüngste Mitglied.

Und wie haben Sie das erlebt? Zuerst etwas frustrierend: Oft prallte ich mit meinen Ideen gegen eine Wand. In der zweiten Amtszeit erhielt ich dann eine Kollegin mit ähnlichen Vorstellungen. Zusammen konnten wir Anträge ausarbeiten und – dank guter Lobbyarbeit – auch durchbringen. Das war sehr befriedigend. Ich denke, ich lernte dort tatsächlich das politische Handwerk.

Was haben Sie denn konkret erreicht? Wir konnten im neu eröffneten Kirchgemeindehaus einen Jugendtreffpunkt einrichten. Später stellte die Kirchgemeinde einen Jugendarbeiter an, und die Einwohnergemeinde investierte in offene Jugendarbeit. Es waren Pioniertaten, und sie existieren heute noch.

Wenn Sie – als Nationalratspräsidentin – einen Wunsch frei hätten an die Reformierten, welcher wäre das? Dass sie politischer auftreten und handeln. Schöne Leitsätze sind gut und recht, aber christliche Werte müssen hörbar vertreten und in Taten umgesetzt werden. «Bewahrung der Schöpfung» heisst ja nichts anderes als «die Umwelt schützen». Und Nächstenliebe heisst «Solidarität mit den Schwächsten in der Gesellschaft». **INTERVIEW: RITA JOST**



MAYA GRAF, 51 ist Sozialarbeiterin, Biobäuerin und Familienfrau. Die Sissacherin stieg mit 21 Jahren via Kirchenpflege in die Politik ein. Es folgten Parlamentsmandate auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene. 2013 präsidiert sie als erste Grüne den Nationalrat.



VERANSTALTUNG

BILDUNG FÜR MÄNNER: GRILLEN, FUSSBALL, SCHUHE

Begegnungen mit Andy Egli, Metzgermeister Jörg Strässle, Schuh-Geschäftsführer Daniel Omlin oder auf dem grünen Rasen: Die Männerangebote 2013 der Reformierten Landeskirche Aargau laden ihre Zielgruppe dorthin ein, wo sich so mancher Mann wohl fühlt: an den Grill und auf den Fussballplatz. Am 8. März (dem internationalen Tag der Frau) erhalten Männer Einblick in die Schuhfabrik Fretz Men in Aarau. Am 4. April kann man bei der Teamsitzung des FC Reformierte Landeskirche Aargau da-

bei sein und erleben, wie Fussball organisiert wird. Zu Gast ist der ehemalige Nati-Spieler Andy Egli. Einen Monat später, am 3. Mai, feilen Männer unter Anleitung eines Metzgermeisters an ihren Grillkünsten. Am 27. August treten der FC Landeskirche gegen den FC Grossrat an, Männer sind zum Fanen oder Mitspielen eingeladen. Schliesslich folgt am 18. Oktober sowie 8. und 15. November die Impulsserie «Das Feuer im Manne» mit Segensfeier und Kaminfeuergesprächen.

INFOS UND ANMELDUNG unter www.ruegel.ch. Ausser dem Grillabend sind alle Veranstaltungen gratis.